

<b>Zeitschrift:</b>	Jahrbuch / Historische Gesellschaft Graubünden
<b>Herausgeber:</b>	Historische Gesellschaft Graubünden
<b>Band:</b>	141 (2011)
<b>Artikel:</b>	"Die Rose der Freyheit" : eine radikal-feministische Streitschrift von "Camilla" aus dem Jahre 1693
<b>Autor:</b>	Färber, Silvio
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-595937">https://doi.org/10.5169/seals-595937</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## **«Die Rose der Freyheit»**

**Eine radikal-feministische Streitschrift von «Camilla»  
aus dem Jahre 1693**

Bearbeitet und herausgegeben von Silvio Färber



**Titelbild:**  
**Titelblatt der «Rose der Freyheit», 1693.**

# Inhalt

<b>Vorwort .....</b>	<b>89</b>
<b>1. Zeitliche und thematische Einordnung.....</b>	<b>91</b>
1.1 Zum Geschlechterverhältnis in der Frühen Neuzeit .....	91
1.2 Frühe feministische Schriften .....	108
1.3 Die liberal-feministische Radikalität der «Rose der Freyheit» .....	114
<b>2. Die Autorin und ihr Umfeld .....</b>	<b>122</b>
2.1 Die beiden in der Widmung genannten Bündnerinnen: Hortensia von Salis Gugelberg und Anna Elisabeth Menhart .....	122
2.2 Wer steckt hinter dem Pseudonym Camilla? .....	128
<b>3. Ausbrechen aus tradierten Normen - ein damals nicht ganz ungefährliches Unterfangen.....</b>	<b>133</b>
<b>4. Die Rose der Freiheit – Textedition .....</b>	<b>137</b>
4.1 Editionskriterien .....	137
4.2 Titelblätter.....	138
4.3 Vorwort von Camilla .....	140
4.4 Gedicht des Menecrates.....	143
4.5 Vom Wert der Freiheit.....	145
4.6 Männer bemächtigen sich der Freiheit der Frauen .....	145
4.7 Werden Ehen im Himmel gestiftet? .....	145
4.8 Armut .....	146
4.9 Vom Wert der Freiheit, die auch den Frauen angeboren ist .....	146
4.10 Tapfere Frauen in früheren Zeiten .....	147
4.11 Weibliche Tugend versus Torheit der Eltern.....	148
4.12 Der Unsinn des frühen Heiratens .....	149
4.13 Vorteile der Ehelosigkeit.....	150
4.14 Ehefrauen als Sklavinnen des männlichen Willens .....	150
4.15 Von der Arglist, der Blödheit und dem Giftspeien der Männer ..	151
4.16 Abgetrieben von der Quelle der Weisheit .....	152
4.17 Gottvertrauen und Ehelosigkeit als Schutz vor den Gefahren der Wissenschaft.....	153
4.18 Knechtische Hausarbeit statt Bildung und Freiheit.....	154

4.19	Überhebliche Männer . . . . .	155
4.20	Beständige Liebe will von Vernunft geleitet sein . . . . .	156
4.21	Wider die Heirat um des Geldes oder der Schönheit willen . . . . .	157
4.22	Frauen wie Engel, Männer wie Teufel. . . . .	159
4.23	Keine Freude ohne Leid . . . . .	159
4.24	Von gnädigen Herren und untertänigsten Dienerinnen . . . . .	160
4.25	«Der Ehestand hat nichts als Angel und Strick» . . . . .	162
4.26	Fehlende Kenntnis des für die Bildung grundlegenden Lateins. .	162
4.27	Die gute Wahl der Freunde . . . . .	163
4.28	Gottes Wirken. . . . .	164
4.29	Was die Ehe sein könnte. . . . .	165
4.30	Wie Kinder sein könnten. . . . .	166
4.31	Finales Plädyer für liberale Werte. . . . .	167
4.32	«Schliesslich» . . . . .	169
	<b>Nachwort . . . . .</b>	<b>170</b>
	Quellen und Literatur . . . . .	171
	Abkürzungen. . . . .	173
	Bildnachweis . . . . .	173

## Vorwort

In Zusammenhang mit der Arbeit an meinem Beitrag für das im Jahre 2000 erschienene Handbuch der Bündner Geschichte stiess ich auf eine 1693 gedruckte Streitschrift mit dem Titel «Die ungepfückte und stets beglückte Rose der unschätzbar Freyheit», verfasst von einer sich hinter dem Pseudonym «Camilla» versteckenden Person, gewidmet zwei namentlich genannten Bündner Damen. Die Lektüre des Textes faszinierte mich; doch für das Handbuch musste ich mich damit begnügen, das frühe Einstehen für die soziale Gleichstellung der Frau in einer Fussnote zu vermerken.<sup>1</sup> 2003 veröffentlichte Maya Widmer drei Schriften von Hortensia von Salis, verwitwete Gugelberg von Moos. Am Schluss der Einleitung weist die Herausgeberin auf die «Rose der Freyheit»<sup>2</sup> und deren mögliche Urheber hin und publizierte im Anhang ihrer Arbeit auch das Vorwort der Streitschrift.<sup>3</sup>

Mit der hier vorliegenden vollständigen, nach editorischen Kriterien transkribierten und durch einen Begleittext in ihr historisches Umfeld eingebetteten Publikation der «Rose der Freyheit» erfülle ich mir den Wunsch, den ich seit der ersten Lektüre hegte. Die sehr frühe, ebenso mutige wie provokative und in ihrer Radicalität kaum zu überbietende Parteinaahme für die Sache der Frau verdient, darüber war ich mir im Klaren, ein Herausheben aus dem Dunkel der Archive im Rahmen einer Publikation wie der nun vorliegenden.

Auf mehr als hundert Seiten fordert Camilla in ihrem Pamphlet unablässig Freiheit, Selbstbestimmung sowie Bildung für die Frauen und kritisiert oft mit ätzender Schärfe die Hegemonie des männlichen Geschlechts, das sich diesen Bestrebungen entgegenstellt. Die Frauen müssten sich den Männern nicht nur unterordnen, sondern würden von diesen auch in vielerlei Hinsicht gedemütigt. Als Ausweg aus der durch die Ehe drohenden Sklaverei bliebe den Frauen nur der Verzicht auf eine Heirat. Das Einfordern von Freiheit und Vernunft, die Anklage gegen das Verhalten der Männer sowie die Propagierung der Ehelosigkeit dominieren von der ersten bis zur letzten Seite; doch auch wenn gleiche oder ähnliche Aussagen und Erkenntnisse oft paraphrasierend wiederkehren, kommt bei der Lektüre kaum Langeweile auf, denn Camillas Sprache und Gedankenwelt zeugen von kreativem Gestaltungswillen, hoher Intelligenz und einer erstaunlichen Bildung. Dem damaligen barocken Stil entsprechend sind die Sätze stark verschachtelt und üppig mit oft originellen, manchmal sich aber auch nicht

auf Anhieb erschliessenden Metaphern durchsetzt. Orthographie und Interpunktionsmuttermuten heute weitgehend willkürlich verwendet an und erschweren zusammen mit dem Frakturdruck ein flüssiges Lesen und augenblickliches Verstehen. Deshalb wurde für diese Edition als Schrift die uns vertraute Antiqua gewählt, die Orthographie und Interpunktionsvereinheitlicht sowie in einem die Authentizität des Textes nicht zerstörendem Masse dem heutigen Gebrauch angenähert.

Das Manuskript ist wohl recht rasch geschrieben und danach kaum mehr überarbeitet worden. Indizien dafür sind etwa die des Öfteren zu konstatierende mangelnde Kohärenz zwischen einzelnen Textteilen sowie auch Wiederholungen von Aussagen, bei denen die Paraphrase nicht als Stilmittel eingesetzt wirkt. Insgesamt gesehen ist die «Rose der Freyheit» ein ebenso liberales wie auch feministisches Manifest, das basierend auf frühliberalem Gedankengut ein selbstbestimmtes Leben und gleiche Bildungschancen für die Frauen fordert.

Formal und inhaltlich ist der Text den aus dem 15. bis 18. Jahrhundert unter dem Namen «Querelle des Femmes» bekannt gewordenen Diskussionen und Publikationen über die Ordnung der Geschlechter zuzuordnen. Die «Querelles» haben sowohl frauenfeindliche wie auch frauenfreundliche Stellungnahmen zum Inhalt und sind, soweit sie gedruckt wurden, zumeist von Männern verfasst. Bereits in der Renaissance beteiligten sich allerdings auch Frauen an der Debatte über das Geschlechterverhältnis. Im 16. Jahrhundert gab die Reformation etlichen Frauen Anlass und Ansporn, sich zu ihrer Stellung in Kirche und Gesellschaft zu äussern. In den Salons des 17. Jahrhunderts nahm die Beteiligung der Frauen noch zu; doch durch das Aufkommen der Akademien im 17. und 18. Jahrhundert wurde der weibliche Anteil an der Geschlechterdebatte wieder gebremst, da Frauen dort nicht zugelassen waren.<sup>4</sup>

1 Bd 3, 122, Anm. 40.

2 Aus Gründen der Praktikabilität wird die Druckschrift in dieser Arbeit fortan so genannt.

3 Widmer (2003), 37–39 u. 253–261. Bereits 1954 wird die Druckschrift von Ursula Hitzig in ihrer Heidegger-Dissertation erwähnt. 9–13 u. 16.

4 Zum Begriff und der Geschichte der «Querelle des femmes» siehe Gisela Bock/Margareta Zimmermann: Die Querelle des Femmes in Europa. Eine begriffs- und forschungsgeschichtliche Einführung. In: Gisela Bock/Margarete Zimmermann (Hg.): Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung 1997, Bd 2. Zur Zulassung von Frauen zu den Akademien s. Tschopp, 9.

In der heutigen Schweiz beschränken sich Publikationen aus weiblicher Feder im Rahmen der «Querelle des femmes» bis gegen Ende des 17.Jahrhunderts offenbar auf die Schriften von Marie Dentiére.<sup>5</sup> Wenn es stimmt, dass der 1695 erschienene zweite, inhaltlich erweiterte Druck der «Glaubens-Rechenschafft» sowie die 1696 veröffentlichten «Conversations-Gespräche»<sup>6</sup> von Hortensia von Salis in der deutschsprachigen Schweiz die ersten bisher bekannten Schriften sind, in der sich eine Frau kritisch zum Geschlechterverhältnis äussert,<sup>7</sup> kann der hier vorliegende, noch zwei Jahre ältere Text nunmehr als frühester gelten, der in der Deutschschweiz publiziert wurde, als einer vor allem auch, der sich beinahe ausschliesslich und zudem in einer ungeheuren Radikalität dieser Thematik widmet.

Die sowohl im Titel wie verschiedentlich auch im Text dieser Arbeit verwendete Bezeichnung «feministische Streitschrift» kann in Zusammenhang mit der Veröffentlichung einer frühneuzeitlichen Druckschrift zu Irritationen führen. Ich bin mir bewusst, dass der Gebrauch eines Begriffes, der in engem Zusammenhang mit der in der zweiten Hälfte des 19.Jahrhundert einsetzenden Frauenbewegung steht,<sup>8</sup> als problematisch gesehen werden kann. Wenn ich dennoch das Adjektiv «feministisch» verwende, so geschieht dies im Bewusstsein, dass es nicht nur eine Geschichtsschreibung «ex tunc» gibt, also eine, die mit zeitgenössischer Begrifflichkeit arbeitet, sondern auch eine «ex nunc», die vom Standort Gegenwart und ihrer Terminologie aus in die Vergangenheit zurückleuchtet. Daher, wenn man bereits im ausgehenden 17.Jahrhundert klare Anzeichen eines neuen Selbstverständnisses der Frau und überdeutlich das Infragestellen der traditionellen Geschlechterverhältnisse und damit verbundenen Rollenverteilungen zu erkennen vermag, sind dies Ideen und Haltungen, die als feministisch bezeichnet werden können, auch wenn das 17.Jahrhundert dieses Wort noch nicht kannte. In englischen und französischen Publikationen zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte haben sich die Begriffe «Feminismus» und «feministisch» in dieser weiter gefassten Bedeutung seit etlicher Zeit schon eingebürgert. Im deutschen Sprachraum ist man etwas zurückhaltender, findet den erweiterten Wortgebrauch aber auch in mehreren neueren Arbeiten zur Geschichte des 15. bis 18.Jahrhunderts. Hortensia von Salis wurde vor zwanzig Jahren bereits von einer Autorin als «feministische Theologin» bezeichnet.<sup>9</sup> Die Debatte über den Gebrauch der Begriffe ist in Europa und Amerika seit Längrem im Gang.<sup>10</sup>

Wichtig erscheint mir beim Gebrauch der genannten Termini für die Zeit vor dem 19.Jahrhundert das klare Erkennen eines feministischen Bewusstseins beim Forschungsgegenstand. Gerda Lerner definierte dieses zeitunabhängig «als die Einsicht von Frauen, dass sie einer untergeordneten Gruppe angehören; dass sie als Gruppe unter Missständen leiden; dass ihr untergeordneter Status nicht naturbedingt, sondern gesellschaftlich produziert ist; dass sie sich mit anderen Frauen zusammentun müssen, um die Missstände abschaffen zu können: und schliesslich, dass sie eine Gegenvision von einer gesellschaftlichen Ordnung erarbeiten können und müssen, in der Frauen wie Männern Autonomie und Selbstbestimmung zustehen.»<sup>11</sup>

Mein Dank geht an Susanna Kraus vom Churer Stadtarchiv, die mich tatkräftig beim Auffinden von Dokumenten unterstützte, an Arno Caluori, der für Abbildungen den Fundus des Rätischen Museums durchforschte, an den Germanisten Christoph Pflugfelder und den Altphilologen Gian Andrea Caduff für ihre fachspezifische Unterstützung sowie an Silvio Margadant, den Redaktor des Jahrbuches, für die geduldige Begleitung der Drucklegung.

<sup>5</sup> Zu Marie Dentiére siehe Kap. 1.1.

<sup>6</sup> Siehe dazu Widmer (2003), 18–34.

<sup>7</sup> Nach Maja Widmer (2003, 9) sind die genannten Publikationen von Hort. v.S. generell die einzigen innerhalb der deutschsprachigen Schweiz, die im 17.Jh. von einer Frau verfasst wurden.

<sup>8</sup> Der Begriff «Feminismus» kam in den 1870er Jahren in Frankreich auf, von wo er sich um 1900 international verbreitete. Bock (2009), 4.

<sup>9</sup> Nöthiger, 10.

<sup>10</sup> Siehe dazu Bock (1997), 341–371.

<sup>11</sup> Gerda Lerner: Die Entstehung des feministischen Bewusstseins: Vom Mittelalter bis zur ersten Frauenbewegung. Frankfurt/M., 1995. 30–31. Zit. nach: Bock (1997), 347–348.

## 1. Zeitliche und thematische Einordnung

## **1.1 Zum Geschlechterverhältnis in der Frühen Neuzeit**

1625 stellte der Physiker und Arzt Louis de Serres in einer Publikation zur Empfängnisverhütung und Sterilität der Frau<sup>12</sup> die rhetorische Frage, warum die meisten Männer die Geburt einer Tochter als Schande empfanden. Seiner Meinung nach geschah dies nicht, weil sie ein Geschöpf verabscheuten, das nach ihrem Bilde geschaffen wurde, sondern weil sie unter dem Einfluss einer sozio-kulturellen Tradition standen, die sich seit dem Altertum, seit Aristoteles und Galen,<sup>13</sup> hartnäckig gehalten hatte.

In den meisten medizinischen Texten vom Altertum bis in die Frühe Neuzeit dominierte eine klar negative Sicht des weiblichen Geschlechts. Die englische Historikerin Olwen Hufton schreibt in Zusammenhang mit den Werken der griechischen Mediziner und jenen Gelehrten in der Renaissance und der Frühen Neuzeit, die sich auf griechisches Gedankengut stützten, von einer «unvergleichlich deprimierenden Lektüre.»<sup>14</sup> Das aristotelische Bild der Frau als eines unvollendeten Mannes wurde auch im 16. und 17. Jahrhundert perpetuiert. Deshalb konnte man bei der Beschreibung des menschlichen Körpers lange Zeit getrost die Anatomie der Frau unberücksichtigt lassen. «Die Theorie der Temperaturen – ein Vermächtnis der Antike – und ganz besonders die Lehren der Galenschen Physiologie wurden bereits im Mittelalter dazu herangezogen, den Geschlechtsdimorphismus zu erklären. Sie sollten die Grundlage des medizinischen Denkens bis ins 17. Jahrhundert hinein bleiben. Galen zufolge besass die Frau, die von kalter und feuchter Beschaffenheit war, samenerzeugende Organe, die angeblich kälter und weicher waren als diejenigen des Mannes. Und da die Kälte zusammenziehend und verengend wirkt, verblieben sie innerhalb des Körpers, ähnlich einer Blume, die mangels Sonne nie aufzublühen kann. Der weibliche Körper, solchermassen definiert durch Ohnmacht und Schwäche, passte nun vortrefflich in die Hierarchie der Geschöpfe zwischen Tier und Mann. Aus diesem Grunde nur konnten sich die Theorien Galens so lange halten, denn sie dienten nicht nur dazu, die weibliche Anatomie zu erklären, sie implizierten auch eine der Eigentümlichkeiten der weiblichen Physiologie, nämlich ihre Fehlkonstruktion.»<sup>15</sup>



# Weibliche Anatomie. – Holzschnitt von Heinrich Vogtherr d. Ä., 1538.

Zu diesem Frauenbild stehen freilich die grossartigen bildlichen Darstellungen weiblicher Gestalter durch die Hand von Renaissance-Malern in krassem Gegensatz. Die zumeist in Italien beheimateten Künstler suchten Frauen in sakralem wie auch profanem Kontext in körperlicher sowie oft auch spürbarer seelischer und geistiger Vollkommenheit abzubilden.<sup>16</sup> Dass die weiblichen Figuren vielfach allegorischen Zwecken

12 Discours de la nature, causes, signes et curation des empeschemens de la conception et de la stérilité des femmes. Lyon 1625.

13 Galen, Claudius (129–199). Griech.-röm. Arzt. Er fasste das ärztliche Wissen seiner Zeit systematisch zusammen. Leibarzt Kaiser Marc Aurels. Galens wohl fraueneindlichste Idee war seine Sicht der weiblichen Anatomie als einer nach innen gestülpten Version des männlichen Körpers.

14 Hufton (1998), 72.

15 Berriot, 369–371.

<sup>16</sup> Siehe dazu Hufton, 45–56.

dienten, unterstreicht noch den künstlerischen Willen zur Darstellung des Makellosen. Auch über die Malerei hinaus ergibt sich in der Zeit der Renaissance und des Humanismus ein sich zumindest teilweise von der ansonsten negativen Sicht des Weiblichen abhebendes Bild.<sup>17</sup> In Zusammenhang mit der Frauenbildung wird davon noch die Rede sein.

Widerspruch zur Frau als Fehlkonstruktion gab es im 16. Jahrhundert auch von anderer Seite. Pierre de La Primaudaye<sup>18</sup> vertrat 1580 die Meinung, dass beide Geschlechter in ihrer jeweiligen, vom Schöpfer gewollten Eigenart vollkommen seien. Es ging jedoch weder ihm noch dem in der Mitte des 17. Jahrhunderts dieselbe Haltung vertretenden Schriftsteller und Philosophen René de Ceriziers<sup>19</sup> darum, die Frau dem Manne gleichzustellen. Beiden war in ihrem Denken das teleologische Credo von zentraler Bedeutung, dass in der Natur alles seinen Zweck habe.<sup>20</sup> Je mehr sich diese Meinung durchsetzen konnte, desto absurd wurde es zu behaupten, die Frau sei eine Verirrung der Natur. Die nachfolgend zitierte Verlautbarung des Pariser Fakultätsrates zeigt einerseits die fortschrittlichere Haltung von universitären Eliten und macht andererseits auch auf die noch existierenden überlieferten Haltungen aufmerksam: «Das Geschlecht der Frau ist nicht weniger in seiner Art vollendet als dasjenige des Mannes, und die Frau ist keineswegs ein zufälliges Tier, wie die Barbaren sagen, sondern ein notwendiges Geschöpf, das von der Natur für sich selbst geschaffen wurde.»<sup>21</sup>

Die Kontroverse zwischen den Anhängern der erstarrten Lehre und den Bewunderern der Werke der Natur war symptomatisch für eine sich wandelnde Weltsicht; doch zu einer ganzheitlichen Betrachtung des weiblichen Geschlechts, ähnlich der Betrachtungsweise beim Mann, führte sie nicht. Die Ideen Galens und seiner Epigonen erodierten zwar zunehmend, insbesondere seit der Entdeckung der Eierstöcke und des Ovulationszyklus, doch «folgte auf den Mythos der unvollkommenen Frau der Mythos der Frau als Gebärmutter.»<sup>22</sup> Der Uterus wurde als Organ betrachtet, durch das die Wesenart der Frau völlig bestimmt wurde. Nach der Meinung von Paracelsus existierte die Frau sogar allein aufgrund dieses Organs. Der Gebärmutter als wichtigem, der Reproduktion dienenden Organ wurden zudem mysteriöse und symbolische Kräfte zugeschrieben.

Während Jahrhunderten gab es im europäischen Raum eine intensive Gebärmutterdebatte. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts galt der Uterus als Auslöser der weiblichen Irrationalität. Er war Ursache der weiblichen

Geschwätzigkeit, Lüsternheit, Liebestollheit und Melancholie. Der leicht erregbare Uterus war gierig nach Geschlechtsverkehr und konnte so für den Mann zu einer nicht zu unterschätzenden Gefahr werden. Jean Astruc, Autor einer umfangreichen Publikation aus dem 18. Jahrhundert über Frauenleiden,<sup>23</sup> die in alle wichtigen europäischen Sprachen übersetzt wurde, war der Meinung, dass alle physischen und psychischen Leiden der Frau, die der Mann nicht habe, vom Uterus ausgingen. Nicht zufällig ist «Hysterie» von «hystera», dem griechischen Wort für Gebärmutter abgeleitet. Diese wurde denn auch als Ursache für die Krankheit angesehen, die für das weibliche Geschlecht als typisch galt.<sup>24</sup> Darüber hinaus wurde die Frau generell als kränkliches Wesen betrachtet.<sup>25</sup> Zu ihrer Gesunderhaltung vermochte der Mann indessen einiges beizutragen, denn nach Meinung von Astruc konnte nur regelmässiger Geschlechtsverkehr eine Frau gesund erhalten. Daraus war zu schliessen, dass ledige Frauen und Witwen zwangsläufig zum Kränkeln neigen mussten.

Zu einer mehr als nur marginalen Verbesserung des frühneuzeitlichen Frauenbildes führte der obgenannte Paradigmenwechsel vom Mythos des unvollkommenen Mannes zum Mythos Uterus allerdings nicht. Die Frau blieb dem Manne weiterhin in fast allen Bereichen unterlegen; denn heiss und trocken, grösser und stärker war besser als kalt und feucht, kleiner und schwächer. Deutsche, französische und englische Anatomen schlossen noch im 18. Jahrhundert aus dem kleineren Schädel der Frau, dass das weibliche Gehirn minderwertiger sei.<sup>26</sup>

17 Vgl. dazu Dympna Callaghan (Hg.): *The Impact of Feminism on Renaissance Studies*. Basingstoke (GB) 2006.

18 Pierre de La Primaudaye (1546–um 1619). Hugenotte. Schriftsteller. Sein wichtigstes Werk ist die mehrbändige «L'Académie française» (1577–1588), in welchem alle philosophischen und physiologischen Kenntnisse seiner Zeit zusammengefasst werden.

19 René de Ceriziers (um 1603–1662). Schriftsteller. Unterrichtete Literatur und Philosophie.

20 Berriot, 375.

21 Les oeuvres d'André Du Laurens, Paris 1646, 8. Buch, Kap. 1, 366. Zit. nach Berriot, 376.

22 Berriot, 368 u. 374–378.

23 Jean Astruc: *Traité des maladies des femmes*. 6 Bde, 1761–1765. Hufton, 68–69.

24 Eine 1681 in England publizierte Dissertation bestritt dies zwar; doch widersetzte sich der junge Mediziner zu vielen Vorurteilen, als dass seine Erkenntnisse damals bereits akzeptiert wurden. Berriot, 381.

25 Zur kränklichen Frau s. Berriot, 379–383.

26 Berriot, 374–379 u. Hufton, 67–69.

Obduktion eines weiblichen Körpers. Amsterdam,  
17. Jahrhundert.



Das Bild der Frau als «unvollkommener Mann», als «wandelnde Gebärmutter»<sup>27</sup>, aber auch als laszive Verlockung des Satans weist deutlich auf die Gleichsetzung der Frau mit ihrem Körper hin. Dies war umso bedenklicher, als die vielfach recht freie Einstellung zum Körper in der Zeit der Renaissance seit dem 16. Jahrhundert mehr und mehr einer immer stärker zunehmenden Prüderie wichen.<sup>28</sup>

Dem geschilderten Frauenbild entsprechend, sahen auch misogyne Theologen im weiblichen Geschlecht die Töchter von Eva, die letztlich für die Vertreibung aus dem Paradies die Verantwortung zu tragen hatte. Schon früh und in deutlich verstärktem Masse noch nach Einsetzen der Hexenverfolgungen<sup>29</sup> wurden Frauen als dem Teufel zu Diensten stehende, heimtückische Verführerinnen von arglosen Männern dargestellt.

Da die Kirchen im 16. und 17. Jahrhundert, insbesondere unter dem Einfluss der Reformation und Genreformation, einen eminent wichtigen Einfluss auf die damalige Gesellschaft ausübten, ist es von Interesse, deren Sicht der Frau näher zu betrachten. Dabei soll hier vorab die Haltung der reformierten Kirche zum weiblichen Geschlecht aufgezeigt werden, da sowohl die beiden Damen, denen die «Rose der Freyheit» gewidmet ist, wie zweifellos auch Camilla dem reformierten Bekenntnis angehörten.

In ihrer viel beachteten Publikation über Frauen in der Reformationszeit ist die Pastorin Sonja Domröse

bestrebt, die Ambivalenz in Luthers Sicht der Frau darzustellen.<sup>30</sup> Unter Hinweis darauf, dass für Luther nur gültig war, was nicht der Bibel widersprach, zeigt sie auf, zu welchen teilweise neuen Wertungen des Frauenbildes das Denken und Schreiben des Wittenberger Reformators führte und inwiefern diese neuen Wertungen aus heutiger Sicht als positiv oder auch problematisch zu werten sind. Sie weist darauf hin, dass Luther in seinem Buch «Vom ehelichen Leben» gleich zu Beginn die Gleichwertigkeit von Mann und Frau betont. Deshalb soll «der Mann das Weibsbild nicht verachten noch ihrer spotten, umgekehrt verachte das Weib den Mann nicht, sondern ein jeder ehre des andern Bild und Leib als ein göttliches, gutes Werk, das Gott selbst wohl gefällt». Deshalb gelten für beide in der Ehe die gleichen Rechte und Pflichten. Auch gesteht Luther der Frau das Recht auf Scheidung zu, wenn der Mann die Ehe gebrochen hat.

In seiner Genesisvorlesung setzt sich der Reformator mit den Ideen von Aristoteles auseinander, der in der Frau nur einen verkrüppelten Mann sah, und betont auch hier, dass die Frau als Geschöpf Gottes anerkannt werden müsse und es heidnisch sei, sie nicht in ihrer Würde zu ehren. Luther bricht damit mit der

27 Matthews, 61.

28 Zur Renaissance der Prüderie siehe Matthews, 80–82.

29 Siehe dazu Kap. 3.

30 133–144.



Martin Luther und seine Frau  
Katharina von Bora. –  
Gemälde von Lucas Cranach  
d. Ä. (1472–1553).

Auffassung der Frau als unvollständigem Mann, die in der mittelalterlichen Theologie weit verbreitet war.

Gegen die Verachtung der Frau und Ehe im mittelalterlichen Katholizismus polemisierend schreibt er in seiner Schrift «Vom ehelichen Leben»: «So haben sie beschlossen, dass ein Weib sei ein nötiges Übel und kein Haus ohne solches Übel. Das sind nun blinder Heiden Worte, die nicht wissen, dass Mann und Weib Gottes Schöpfung ist und lästern ihm sein Werk, gerade, als kämen Mann und Weib unversehens dafür.»

Gemeinsame Aufgabe von Frau und Mann sei es, dem Schöpfungsauftrag<sup>31</sup> entsprechend Kinder zu bekommen und sie im Glauben an Gott zu erziehen. Dass Luther auch die mit einer Geburt verbundenen Gefahren bedenkt, wirkt sympathisch; doch zynisch erscheint – zumindest aus heutiger Sicht – seine Meinung, wenn einer Frau der Tod drohe, solle sie sich daran trösten, dass sie durch das Gebären Gottes Willen erfülle.

Geradezu machohaft und misogyn ist indessen Luthers Haltung gegenüber Ehefrauen zu werten, die sich dem Beischlaf mit ihren Männern verweigerten, oftmals natürlich aus Angst vor den Gefahren der häufigen Schwangerschaften. In diesen Fällen habe der Mann das Recht zu sagen: «Willst du nicht, so will eine andere; will die Frau nicht, so komme die Magd.» «Die Verhütung einer Schwangerschaft zum gesundheitlichen Wohl der Frau», schreibt Domröse, «ist bei Luther nicht im Blick. Seine Argumentation folgt allein den Linien der

fruchtbaren Vermehrung und der Vermeidung von Unkeuschheit durch die Ehe, aber auch der leiblichen Freude aneinander durch eine bewusst gelebte Sexualität.»

Luther war durchaus nicht allein mit dieser Einschätzung. «Die Theologen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts», schreibt Sara Matthews Grieco, «gestatteten es ... keinem der beiden Partner, die sexuellen Bedürfnisse des anderen zu vernachlässigen. Der eheliche Beischlaf wurde zunehmend als legitimes Mittel zur Befriedigung des natürlichen Geschlechtstriebes anerkannt, nicht mehr nur als blosses Mittel der Fortpflanzung oder als die Begierde kanalisierende Ersatzhandlung.»<sup>32</sup>

In seinem «Taubbüchlein» bezieht sich Luther für das Gebot der Ehe auf den Apostel Paulus.<sup>33</sup> Die Männer sollen ihre Frauen lieben wie ihren eigenen Leib; die Frauen dafür «seyen unterthan ihren Männern als dem HERRN, denn der Mann ist des Weibes Haupt gleich wie auch Christus das Haupt der Gemeinde. ... Aber wie nu die Gemeinde Christo ist unterthan also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen.»<sup>34</sup>

31 «Seid fruchtbar und mehret euch.» 1. Mose 1,28.

32 87.

33 Taubbüchlein für die einfältigen Pfarrherren, 1529.

34 Epheser 5, 22–29. Diese Unterordnung der Frau unter den Mann findet sich ein weiteres Mal in einer Textumstellung von Epheser Versen durch Luther. Domröse, 136.

Das Kreuz in der Ehe ist für die Frau das Kindergebären und für den Mann die Arbeit. «Damit hat Luther die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als Ordnung Gottes festgeschrieben, in der dem Mann mit der Arbeit die Produktion zugeschrieben wird und der Frau mit dem Gebären die Re-Produktion.»

Domröse weist zu Recht sowohl auf Luthers Wertschätzung der Frauen wie auch auf die höhere Bewertung des Mannes hin. Dieses deutliche Hierarchie-Gefälle sei, meint sie, in Luthers Augen schon vor dem Sündenfall offensichtlich; denn bereits Eva habe gemäss dem Reformator einen «schwächeren Sinn und Verstand» als Adam gehabt. Ursula Brunold-Bigler bemerkt in ihrer Arbeit über die 1674 publizierte «Mangiologia» des aus Fläsch stammenden Pfarrers Bartholomäus Anhorn, dass sich dieser in seiner Auslegung des Sündenfalls auf Luther bezogen habe. «Eva, die Urmutter aller Menschen», schreibt sie, «wird so zum Prototyp der an Verstand schwächeren und an Charakter labileren und deshalb für die Versuchungen des Teufels anfälligeren Frau.» In Gegensatz zu Institoris, dem Autor des «Hexenhammers», habe Luther die Anfälligkeit der Frau für die Machenschaften des Teufels nicht in ihrer körperlich fundierten Hypersexualität gesehen, sondern in der Charakterschwäche und mangelnder Intelligenz.<sup>35</sup>

Die Widersprüchlichkeit von Luthers Haltung gegenüber den Frauen tritt in den Tischreden noch stärker hervor. «So kann Luther einerseits die Frau loben als Quelle allen Lebens ... denn sie sei ein Geschenk Gottes und ihre Liebe für den Mann das Schönste auf Erden. ... Andererseits zieht Luther auch in seinen Tischreden eindeutige Grenzen für Frauen. So soll die Frau im Haushalt regieren und über Angelegenheiten, die den häuslichen Bereich betreffen, vermag sie auch mit Verstand zu reden. Alles, was jedoch über den Haushalt hinausgehe, sei nicht ihr Bereich, sondern das Terrain des Mannes, da die Frau auf diesem Gebiet nur unordentlich und kindisch rede.» Auch stehe es einer Frau nicht an, klug zu reden, denn, so Luther, «es sei kein Rock, der einer Frauen oder Jungfrauen so übel ansteht, denn wenn sie klug will sein.»

Geradezu skurril wirkt heute Luthers Meinung, der geringere Verstand der Frau lasse sich auch am Körperbau ablesen. Die breite Brust des Mannes zeuge von grossem Verstand, während die enge Brust der Frau auf wenig Verstand hinweise. Die breiten Hüften der Frau belegten zudem, dass aus Frauen mehr Unflätigtes hervorgehe als aus den schmalen Hüften der Männer.

Domröse versucht die Ernsthaftigkeit von Aussagen in Luthers «Tischreden» zu relativieren, indem sie darauf hinweist, dass man sich in geselliger Runde bei Bier und gutem Essen spontan äusserte und seine Worte nicht allzu kritisch wählte. Dem ist sicherlich beizupflichten; doch ist ebenso auf die Folgewirkung dieser Reden hinzuweisen, die wie die anderen Werke Luthers während Jahrhunderten in der reformierten Welt grosse Geltung und weitreichende Wirkung besassen.

Die Auswirkungen der Reformation auf das Frauenbild im frühneuzeitlichen protestantischen Europa sind ebenso ambivalent wie die zuvor geschilderte Sicht Luthers der Frau. Einerseits wurden von den Reformatoren die in den himmlischen Sphären auf hoher hierarchischer Stufe stehenden weiblichen Wesen weggeräumt, und auch auf der Erde verschwand die Nonne, deren Stand als höchster und vollkommenster der Frau angesehen wurde. Andererseits galt die Frau nun nicht mehr als minderes Wesen. Domröse betont, dass hier die Reformation eine deutliche Zäsur markiert.<sup>36</sup> Die Ehefrau, wiewohl dem Gatten untertan, erfuhr eine ganz neuartige Achtung und Schätzung. Auch die Tatsache, dass die Reformatoren heirateten, wertete die Frau auf. Am deutlichsten wurde dies beim entstehenden Rollenbild der Pfarrfrau sichtbar. Die Sexualität, die gemäss Luther und Zwingli<sup>37</sup> in der Ehe nicht mehr mit dem Ruch der Sünde belastet war und durchaus Freude bereiten durfte, befreite die Frau um einiges vom Vorwurf, Männer zur Unkeuschheit zu verführen. Wichtig war den Reformatoren auch die gegenseitige Zuneigung: «Frau und Mann sollen nicht allein um der Fortpflanzung willen eine Ehe schliessen, sondern weil sie in Liebe einander zugetan sind.»<sup>38</sup>

Die Frau als Ehefrau und Mutter war weit über die Frühe Neuzeit hinaus, teils bis zur Gegenwart, das protestantische Frauenideal. Kindererziehung und Hausarbeit waren die Bereiche, in denen die Frau wirken sollte. Darüber hinaus hatte die Reformation den Frauen nicht viel zu bieten, insbesondere nicht den unverheirateten. Dabei bestand das Problem des Frauenüberhangs auch in der Neuzeit weiter, das Kloster aber konnte nicht mehr eine Alternative zur Ehe sein. Nicht zu übersehen ist auch, dass das Klosterleben den Frauen vielfach Freiräume zu einer zumindest partiellen Selbstverwirklichung

<sup>35</sup> 38. siehe auch 128 u. 325, Anm. 594.

<sup>36</sup> 145.

<sup>37</sup> Siehe Stucki, 240.

<sup>38</sup> Domröse, 146.

ermöglichte, die ausserhalb der klösterlichen Mauern nur selten möglich war. Die Kirchenzucht sowie die Kirchen- und Sittenmandate, die in protestantischen Gebieten immer wieder aufs Neue von den staatlichen Obrigkeitene erlassen wurden,<sup>39</sup> schränkten die Männer und mehr noch die Frauen in hohem Masse in ihrer Lebenshaltung ein. Noch verstärkt wurde diese Tendenz durch die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eingesetzende Orthodoxie sowie den um die Wende zum 18. Jahrhundert aufkommenden Pietismus.

Beide genannten Strömungen fanden auch in Graubünden im 17./18. Jahrhundert eine starke Verbreitung.<sup>40</sup> Ebenso scheint die Wahrnehmung des Bildes und der Rolle der Frau in der Zwinglikirche seit dem 16. Jahrhundert im Wesentlichen derjenigen der Lutherkirche entsprochen zu haben. Auch wenn Zwingli in seiner Sprachwahl vielfach zurückhaltender war als sein Wittenberger Kollege, so war es doch auch für ihn klar, dass die Frau dem Mann gegenüber als gleichwertig, aber doch nicht als gleichberechtigt anzusehen war. «Auch bei Zwingli wird die Person des Mannes und Vaters stark überhöht», schreibt Alice Zimmerli-Witschi, «wird der Vater als Abbild des himmlischen Vaters verstanden. Die Frau wird als schwaches Wesen empfunden, bei dem die negativen Eigenschaften viel stärker ausgeprägt sind als beim Mann.»<sup>41</sup> Ebenso wie für Luther wurde auch für Zwingli die Frau als Ehefrau und Mutter das neue religiöse und soziale Ideal, wobei Zimmerli-Witschi darauf hinweist, dass die Tendenz zur Ausschaltung der Frau von ausserfamiliären Bereichen bereits lange vor der Reformation eingesetzt habe, diese Rollenzuteilung in der Reformationszeit aber zum Dogma erhoben wurde.<sup>42</sup>

Ein Blick noch in die Westschweiz nach Genf. Da zeigt sich, dass Calvin zum Beispiel in der Traufrage einen deutlich rigideren und frauenfeindlicheren Kurs einschlug als Luther. Während bei Luther die von ihm sehr kurz formulierte Frage für Mann und Frau gleich lautete, gab es in der Genfer Kirche für Bräutigam und Braut verschieden formulierte Fragen, in denen die klare Unterstellung der Ehefrau unter den Gemahl zum Ausdruck kam. Für die Frau lautete die Traufrage: «N., bekennst ihr hier vor Gott und seiner heiligen Gemeinde, dass ihr genommen habt und nehmt N. als eueren legitimen Ehemann, versprecht ihr, ihm zu gehorchen, ihm zu dienen und ihm untertan zu sein, indem ihr heilig lebt, ihm Treue und Gerechtigkeit in allen Dingen bewahrt, so wie es eine treue und gerechte Braut ihrem Ehemann tun soll, nach dem Wort Gottes und seinem heiligen Evangelium?»<sup>43</sup>

Jon Mathieu hat in seiner sozialgeschichtlichen Studie zur Geschichte des Unterengadins darauf hingewiesen, dass sich der Vorrang der Männer bei allen kirchlichen Anlässen zeigte. An Hochzeiten und Begräbnissen hatten die Frauen hinter den Männern einherzugehen; und in der Kirche mussten sie sich üblicherweise mit den Plätzen auf der linken Seite begnügen, während sich die Männer in der rechten Ehrenhälfte auf manchmal auch besseren Bänken niedersetzen durften.<sup>44</sup>

Weil die Frauen im und nicht ausser Haus zu wirken hatten, ihr Alltag zumeist wenig Spektakuläres beinhaltete und auch ihre Möglichkeiten, sich schriftlich zu äussern, begrenzt waren, gibt es für das 16. und 17. Jahrhundert recht wenige Quellen, die vom weiblichen Leben berichten.<sup>45</sup> Belege für die weitgehende Geschichtslosigkeit der Frau im 16. und 17. Jahrhundert sind die Leichenpredigten. Wie andernorts war es auch in der protestantischen Bündner Oberschicht, teilweise auch in der gehobeneren Mittelschicht, üblich, die Leichenpredigt und die von Freunden und Bekannten verfassten Leichen-Carmina (Trauergedichte) drucken zu lassen. In diesen Schriften, die naturgemäss in erster Linie dem Zweck dienten, den frommen Lebenswandel der verstorbenen Person zu rühmen, werden die Verstorbenen weiblichen Geschlechts zunächst auf

39 Siehe dazu etwa Stucki, 222–224.

40 Siehe dazu Peter Niederstein: Die letzten drei Jahrhunderte – Bewahrung und Wandlung. Teil 4 der Bündner Kirchengeschichte. Chur 1987. 11–60.

41 180.

42 182.

43 Domröse, 137.

44 141, mit Verweis auf 72 u. 104. Die umgekehrte Sitzordnung, die es in einzelnen Bündner Kirchen gab, stand zumeist in Zusammenhang mit historischen weiblichen Heldenstatuen.

45 Dies ist im Wesentlichen darauf zurückzuführen, dass damals wie noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein in der privaten wie auch staatlichen Sammeltätigkeit vorab politische und rechtliche Quellen von Interesse waren. Dazu kommt die damals noch ungenügenden Alphabethisierung der Frauen. Schreibmöglichkeiten bestanden weitgehend nur für Frauen aus der Oberschicht in Form von Korrespondenzen. Diese sind grossteils nicht mehr erhalten, weil sie polit., rechtlich oder auch gesellschaftlich nicht relevant erschienen, oder sie sind, sofern vorhanden, erst zu einem kleinen Teil aufgearbeitet. Siehe dazu Widmer (2003: Hortensia), 13 u. Widmer (2003: Schreibmöglichkeiten), 220–232. Randolph C. Head (Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein im Salis-Briefwechsel, 1580–1610. In: BM 1996, 7–8) hat nachgewiesen, dass zwischen 1583 und 1618 90 % der erhaltenen Korrespondenz der Familie Salis-Samedan Männer zum Verfasser haben, zudem über die Hälfte der Schreiben in lateinischer Sprache abgefasst sind.



Frauen, gern gesehen als Mitstreiterinnen bei Reformationen und Revolten. Danach aber bitte wieder zurück ins Haus! – Die «Keulen der Verzweiflung». – Holzschnitt aus dem 19. Jahrhundert zum Prättigauer Aufstand von 1622.

der Titelseite über ihren Stand und die Berufstätigkeit ihrer Ehegatten definiert, sodann in höchsten Tönen als fromme und tugendhafte Gattinnen, Mütter und Wohltäterinnen gepriesen. Andere Qualitäten oder auch Nöte, die die Toten bei Lebzeiten zu durchleiden hatten, werden daneben nicht oder höchstens marginal angesprochen. Zumindest in Teilen eine Ausnahme bilden die Trauergedichte, die zu Ehren von Hortensia von Salis verfasst wurden. Auf diese wird später noch einzugehen sein.<sup>46</sup>

Um keinen Einzelfall handelt es sich hingegen bei der Leichenpredigt für Hortensias Schwägerin Elisabeth von Salis, geborene Planta-Wildenberg<sup>47</sup>, Gattin von deren Bruder Gubert von Salis, der auf dem Titelblatt mit allen seinen Ämtern aufgeführt ist. Für den im Jahre 1702 die Abdankung zelebrierenden Malanser Pfarrer war die Verstorbene aus dem «berühmten, alten Ehren-Haus der Herren Planta von Wildenberg ... in ihrem ganzen Lebens-Lauff sicherlich gewesen eine schöne Zierde.» Sie hat, fährt der Pfarrer weiter, in ihrer Ehe

lieblich, freundlich und einträglich mit ihrem Mann zusammen gelebt, führte eine christliche Haushaltung, hatte drei Kinder, die nacheinander gestorben sind und ein viertes, das noch lebt, zeigte christliche Geduld und Gelassenheit, des weitern Demut und Freundlichkeit gegenüber dem Nächsten, hatte Mitleid mit Betrübten, half Kranken und war guttätig zu den Patenkindern, von denen sie etwa 300 hatte.<sup>48</sup>

In den Leichen-Carmina dominiert durchwegs das Lob der Tugend der Verstorbenen. Interessanterweise stammt das erste der Gedichte von Hortensia von Salis. Dass einer Frau in einer Druckschrift dieser

<sup>46</sup> Siehe Kap. 2.1.

<sup>47</sup> Elisabeth von Salis († 1702), Tochter des Vicari und Commissari Hartmann von Planta-Wildenberg (1630–1685) u. der Flandrina von Planta-Wildenberg († 1668). Durch Heirat bringt E. Schloss Bothmar in Malans an Gubert Abraham von Salis (1664–1736), der Gründer der Linie Salis-Bothmar wird. 1709–1711 ist er Landeshauptmann. ST Planta XIa u. ST Salis 14/64. Collenberg, 70.

<sup>48</sup> Leichenpredigten, Elisabetha von Salis, 29–30.



## I.

**D**och Spleugen weine nur / stumme an die schauren Fieder  
Du haft es füg und recht dein Kleind ist im Grab  
Leg reiches thränen Salz alldeut zum Opfer wider  
Ich meng das meinige als meine letzte Gage  
**F**rau Schorschin ist entseelt/verblieben die Sonne  
Was Wunder ist wann ich bricht an die schreuen Nacht  
Und mit ihr undergeht Muth/Freude/Lust und Wonne  
Wann Leid/und woh/und ach/und Ohnmuth uns umwacht  
Wie treulich hat sie doch die Kinderauferzeugen?  
Wie herlich war bestellt des Hauses Polizey?  
Worvon dann das Gericht durchs ganze Land geflogen/  
Dass Ihr in diesem Stuec niemand zugleichen sey.  
Ich glaub Herr Vetter wol dass Ihr Euch meistens quälet  
Weil dieses schwärze Leid Euch an dem nächsten geht  
Kein Wunder ist wann Euch das selbig fast enthelet  
Und wann das ganze Haus in tausend Almosen steht/  
Wie sollt wir aber fort im Ehrenen Hause baden  
Und nicht zu freiden seyn mit dem was Gott gethan/  
Wolln wir zu unserem Leid nach Uegnad auf uns laden?  
Nein / lasst uns mit Gedult sein Schickung hätten an/  
Wir bleiben seyn Gefäß / Er trage Uns in den Händen  
Ob Er daß Antlitz gleich mit bittern Thränen neigt.  
Kan doch sein Heilighum uns Trost und Hilf aufsuchen  
Er weist das Mittel schon / so dieses Leib ergeht/  
Es ist sehr wol gethan dem Himmel Verfaßt geben  
Wer seine Schäufe stärkt der mag mit Gaben bestechen  
Der Christen Wohlstand ist / genaßt der Hoffnung leben/  
Wir hoffen wiederumb die Selige zu sehn  
Wir sind ja Heiden nich/ ach nein ein besser Wissen  
Dass Gottes heures Wort zu seinem Grunde hat

G

Versetze

18

## Traur - Gedicht.

Berühle dieses Leid / Gott der Euch hat zerissen  
Weiste auch zu eurem Trost und Heil / nach Hilf und Rath.  
Herr Vetter fast Gedult/dann wann Ihr Gottes Willen  
Und ohnermeßne Schluss / so vil in dixer Zeit  
Uns Menschē möglich ist/ gebenden zu erfüllen  
So wird mit großer Freud sich enden dieses Leid/  
Beliebt dann Gottes Rath / Ihr künmet in dener Früchten:  
Von dixer Himmels-Pflanz in ihrem Eugen-Geist  
Für nun zerschlagnes Herz und Trauer-muth aussrichten  
Weil Gott an Kind'ren Euch mit Glück und Freud verheißt  
Gott unser höchstes Gut im Himmel und auf Erden  
Der lege sehs die Frau und all den Kummer bey/  
Dass Er ein Ursach muss zu großer Wohlfahrt werden  
Und mein Herr Vetter stets mit Glück gesegnet sey  
Indesfern triumphiert in himmlischen Vermügen/  
Die außermehrte Seel/die wir im Jammerthal  
In dixer argen Welt noch immer müssen kriegen  
Bis daß es Gott gefällt zu enden unser Qual:  
Nun kan sie Lust und Wonn für Rechten Gottes sehn/  
Nun ist sie angethan mit Herzlichkeit und Zier/  
Nun pflegt sie vor dem Stuhl des Lambs gekrönt zu stehen:  
O großer Gods Gewinn / ach wer Ich auch bey Ihr!

Zur Ehren Gedächtniß meiner/in Gott  
selig ruhender/Hochachteten Frau Bar-  
sen/und Bedeutung meines Schuldig-  
keit und Christlichen Mitleidens/zeigen  
Ihrem hinterlassnen hochbetrunnen Ehem  
Herren/meinem Hochgeehrten Herrn  
Vettern/und ihren lieben Kindern/hat  
nicht wollen underlassen bey zuschen dixe  
zwei Zeilen/Ihr hochverbundene gehor-  
same Dienerin.

Hortensia von Salis verwitwete  
Gugelbergerin von Moos.

Trauergedicht von Hortensia von Salis für Anna von Schorsch, 1703.

Die Gläubige / in Jesu ihrem Heiland  
Über Tod / und Höll/sieghafte Seel!  
Vorgekehrt

## In einer Christlichen Leich - Predige /

Über die schönen Triumph-Wort S. Pauli / in der I. Epistel an die Corinth.

Cap. XV. vers. 55 - 57.

## Bey Hoch-Ansehenlicher Leich-Bestattung

Der Wol-Edel-gebohrnen/Groß Ehren/und Eingende-

reichen Frauen

## Frau Anna Schorschin/

ein gebohrne Jenatschin.

Des Hochgeachten/Wol-Edel-gebohrnen/ und Ge-  
strengen Junckeren/

## Juncker Podestat Christophel Schorschien

Liebwohrliefer Frau Ehe - Gemahlin

In betrübt Volkreicher Verfaßlung / in der Pfarr - Kirchen

Zu Splügen / den 4. April / An. 1703.

Von Maximiliano Bedrosio. V. D. M.

Proverb. X. vers. 7.

Die Gedächtnis / des Gerechten bleibt im Segen:



St. Gallen :

Getruckt bey Tobias Hochreutiner.

Titelseite der Leichenpredigt für Anna von Schorsch,  
geborene von Jenatsch (1656–1703).

Art Platz eingeräumt wurde und dass eine Frau überhaupt ein derartiges Gedicht verfasste, kam selten vor. Die tote Schwägerin wird von Hortensia als «Frau Schwöster» bezeichnet, die ihr «schier als meine Seel im Leibe» war.<sup>49</sup>

Der Pfarrer, der 1703 in Splügen Anna Schorsch, geborene Jenatsch, zu bestatten hatte, versah die Verstorbene mit weitgehend denselben Attributen wie sein Malanser Kollege ein Jahr zuvor, nur dass er die an Anna Schorsch gelobten Eigenschaften noch biblischen Frauengestalten zuordnete. So war die Tote ihrem «Ehe-Herren» jederzeit eine ehrerbietende Sara und liebevolche Abigael, in ihrem Hauswesen eine ratsame und kluge Martha. Ihren zwölf Kindern liess sie eine ruhmvolle und tugendhafte Erziehung angedeihen als eine süsse und liebreiche Rachel. Des weitern war sie fromm und besuchte fleissig die Kirche. Weitere Eigenschaften, die sie auszeichneten, waren: Demut, Freundlichkeit, Friedfertigkeit, Liebe, Anmut und Dienstfertigkeit gegenüber den Mitmenschen. Auch sie war fürsorglich zu Kranken und Armen und hatte ebenso wie Elisabeth

49 Ebd., 33.

von Salis eine grosse Anzahl Patenkinder.<sup>50</sup> Wenigstens Hortensia von Salis hebt in ihrem Trauergedicht für die Ehefrau ihres Vetters Christoph Schorsch hervor, wie trefflich diese ihre Kinder aufgezogen habe und wie herrlich bestellt gewesen sei «deß Hauses Policey». Etwas irritierend ist die Schlusszeile ihres Gedichtes, die mit den Worten endet «... ach wer ich auch bey ihr!»<sup>51</sup> Noch ein weiteres Trauergedicht stammt von einer Frau, nämlich von Anna Regina Röhmer, geborene Werdmüller.<sup>52</sup> Die übrigen Gedichtautoren loben in oft redundanten Form wiederum die Frömmigkeit, Gottesfurcht, Demut, Tugend und Hilfsbereitschaft der Toten. Zwei Pfarrherren sprechen immerhin in kurzer Form auch die intellektuellen Fähigkeiten von Anna Schorsch an. Pfarrer Leonhard aus Nusenen lobt «Verstand und kluges Wesen»,<sup>53</sup> und ein Pfarrer G.H. zu R. hebt in seinen Versen<sup>54</sup> ebenfalls den «trefflichen Verstand» der Verstorbenen hervor. Bei diesem Pfarrer handelt es sich sehr wahrscheinlich um Gotthard Heidegger, der zu dieser Zeit Pfarrer im zürcherischen Rorbas war. Von ihm wird in Zusammenhang mit Hortensia von Salis noch die Rede sein.

Auf das 16. und 17. Jahrhundert zurückblickend, kann insgesamt gesehen festgestellt werden, dass in den theologischen Grundsätzen der Reformation das Potential zu einer wirklichen Emanzipation und Partizipation der Frauen lag, dass jedoch nach den Aufbrüchen der frühen Reformationszeit Jahrhunderte der Stagnation, teilweise sogar der Regression folgten.<sup>55</sup>

Ein Blick in die katholischen Gegenden zeigt, dass trotz gewisser Unterschiede zu den reformierten Landen summa summarum das katholische Frauenbild nicht positiver als das protestantische war. Zwar gab es in der himmlischen Hierarchie noch immer viele anbetungswürdige weibliche Wesen, allen voran die Muttergottes. Auch genoss die Nonne weiterhin Ansehen, und es konnten Frauen durch den Eintritt ins Kloster in bescheidenem Masse über Freiräume verfügen, die andere weibliche Personen nicht hatten. Andererseits waren auch bei den Katholiken die Frauen in ihrem Wirkungskreis weitgehend auf das Haus beschränkt und standen dort klar unter der Herrschaft ihrer Väter und nach der Heirat ihrer «Ehe-Herren». Dementsprechend waren die Frauen auch im katholischen Milieu weitgehend geschichtslos.

Ein Beispiel, an dem sich dieser Sachverhalt auch in Graubünden illustrieren lässt, ist die «Berther-Chronik», die die Selbstwahrnehmung einer Bündner Notablenfamilie aus der Surselva markant zum Ausdruck

bringt. In der rund 250 Druckseiten umfassenden Familiengeschichte, die im Wesentlichen die zweite Hälfte des 17. und das erste Viertel des 18. Jahrhunderts umfasst, ist von Frauen nur sehr wenig die Rede. Wenn überhaupt eine Familienangehörige erwähnt wird, bleibt es beinahe immer bei einer kommentarlosen Nennung von biographischen Daten: Frauen werden geboren, getauft, gefirmt, verheiratet, gebären Kinder und werden dann irgendwann – mit den Attributen ehren- und tugendreich versehen – bestattet. Kommen Frauen durch Heirat in den Berther-Clan, dann scheinen diese zwar einen Vater, doch keine Mutter zu haben, denn fast immer wird nur der Brautvater genannt. Bei Hochzeiten werden vorab oder allein die männlichen Gäste aufgeführt.<sup>56</sup> Es ist eine grosse Ausnahme, dass von der 1686 verstorbenen Ursula Balliel /Bigiel/-Berther notiert wird, «ware eine brave Frau, könnte gar wohl mit sideinen Faden neen, große Tesnete oder Spitz machen, auch Korhembter falten.»<sup>57</sup>

Wichtiger als alle biographischen Angaben war den Chronisten die Nennung aller Patres und weiteren Geistlichen, die an das Totenbett kamen und bei der Bestattung oder bei späteren Gedächtnis-Gottesdiensten dabei waren. Wenn zu biographischen Daten noch ein Adjektiv hinzugefügt wurde, so hiess dieses in den allermeisten Fällen «tugendreich», «fromm» oder «andaechtig». Ganz aussergewöhnlich ist, dass der Chronist in Zusammenhang mit der Heirat von Johannes Berther mit Lucia de Balliel (1652–1729) im Jahre 1678 die Braut als «nit minder mit Tugendten alß mit schöner Gestalt begabet» charakterisiert. Danach wird ihr Eheleben in ebenso aussergewöhnlicher Art nicht nur in die üblichen floskelhaften Formulierungen gefasst, sondern es wird klar aufgezeigt, welche Mühsale die Frau zu erdulden hatte. So wird über sie berichtet: «In seinem/=ibrem/ Ehestandt haben ihr auch nit gmanglet, wie es in dem Ehestandt flegt sich zuzutragen: Mühe, Sorgen, Triebahlen aufzustehen und dieselben mit Gedult zu

<sup>50</sup> Ebd., Anna Schorsch, 13–14.

<sup>51</sup> 17–18.

<sup>52</sup> 19–20.

<sup>53</sup> 31.

<sup>54</sup> 25–27.

<sup>55</sup> Zu den in der Forschung umstrittenen Auswirkungen des reformatorischen Ehe- und Familienverständnisses auf die Geschlechterbeziehungen siehe Ziemann, 115–122.

<sup>56</sup> Siehe z. B. Ursus Brunold, 128.

<sup>57</sup> Ursus Brunold, 121. Die Tesnete waren wahrsch. Tressen, die Korhembter Chorhemden.

überwunden.» Ihr Sterben wird ausführlich geschildert; und am Schluss heisst es: «Ich kan mich nicht enthalten, für meine große, tragende, kindliche Liebe sie zu beweinen und ganz einfeltiglich und treüherzig zu sagen, daß wir ein gar guothe, andechtige Muotter gehabt haben.»<sup>58</sup>

Ein Blick in katholische Predigten aus der Barockzeit zeigt, dass diese teilweise äusserst frauenfeindliche Äusserungen enthielten. Der zu seiner Zeit bestens bekannte Jesuit Georg Stengel<sup>59</sup> erklärte in einer Predigt über die Beschwernde der Ehe: «Ist also den Weibern, sogar auch wann sie etwas Gutes anstreben wollen, nicht zu trauen, damit sie nicht von dem Teufel verführt werden.» Und in derselben Predigt doppelte er mit den Worten nach: «Daß bös sein d'Weiber all, ist d'Klag über Berg und Tal. Sollt eins gut gefunden werden, das grösste Wunder wärs auf Erden.» Anschliessend liess er sich noch zur Aussage hinreissen, dass der bösesten Weiber so viele seien, dass man sie nicht zählen könne. Wer ein gutes Weib bekommen habe, könne sich rühmen, eine weisse Krähe angetroffen zu haben. Danach bemüht er noch den griechischen Dichter Menander, um dasselbe in lateinischer Sprache mit anschliessender deutscher Übersetzung zu paraphrasieren: «Im Meer, auf Erden ist nichts böser als ein Weib, merk's wohl mein Leser!» Eine weitere Referenz ist ihm der heilige Ambrosius, der davor warnte, dass die Frau die Türe sei, durch welche der Teufel zu den Männern komme. Klar, dass der Jesuit auch nichts von der Intelligenz der Frauen hielt. Sie möchten gescheiter sein als die Männer, doch «sie so wenig Hirn haben als ein Strohbutz auf dem Acker, der für die Vogelscheu ist hinaus gestellt worden.»<sup>60</sup>

In einer weiteren Predigt zum Thema Ehe versteigt er sich zu einer besonders krassen Formulierung: «Wann nun dann die Männer solche eigensinnige und widerwärtige Weiber bekommen haben, welche gleich einem schlimmen Pferd wider den Mann gehen, wünschen manche, daß ihre Weiber nicht allein in dem nächsten Fluß ertrunken wären, sondern sie wollten dieselbe gern auf das hohe Meer hinaus führen und alldorten nacher Calecut [Kalkutta] schwimmen lassen, damit sie solche Weiber auch nicht begraben durften.»<sup>61</sup>

Ignatius Ertl,<sup>62</sup> um einen weiteren Theologen aus dem 17. Jahrhundert zu zitieren, begann einen Predigtschnitt zum Thema «Wann ein Weibsbild weinet» mit der Feststellung, dass es nichts Seltsames sei, wenn eine Frau weine und fügte die rhetorische Frage an: «Was ist blöder von Kopf und schwächer vom Herzen als ein Weib?» Der «Frauenkenner» wusste natürlich auch,

weshalb die Weiber weinten: Aus List und Betrug, aus giftigem Zorn, Unmut und wegen eitlen Larifari-Sachen; nur wenige weinten aus treuer Liebe.<sup>63</sup> Gefährlich sind ihm insbesondere schöne Frauen: «Auch der Teufel hat die schönste Weibergesichter bei sich in der untern Höllen. Sunt apud infernos tot milia formosarum, singet der Poet Propertius, viel tausend Weiber liegen im höllischen Abgrund verdammt, nicht darum, weil sie auf Erden schön gewesen, sondern weil sie ihre gehabte Leibsschönheit zur venerischen Gailheit missbraucht haben.» Dies heisst nicht anderes, als dass für Männer bei schönen Frauen ganz besonders die Gefahr bestand, verführt zu werden. Die Folgen für die Männer war klar: «Sie laufen allein dem zeitlichen Wolleben und fleischlichen Wollüsten nach und schlagen das Ewige weit in Wind.»<sup>64</sup>

Im Zusammenhang mit der Reformation ist bereits mehrfach von der Bedeutung der Ehe die Rede gewesen; ebenso wurden auch die begrenzten Bildungsmöglichkeiten der damaligen Frauen bereits angesprochen. Da in der «Rose der Freyheit» aber sehr viel und ausführlich von Ehe und Bildung die Rede ist, soll hier zum Schluss auf beides noch etwas näher eingegangen werden.

Die Ehe ist in den Augen von Camilla ein Gefängnis, in dem die Frau jeglicher Selbstbestimmung beraubt wird. Daher wird diese sowohl kirchliche wie auch staatliche Institution von ihr strikte abgelehnt. Es stellt sich die Frage, ob Camillas Ansicht darüber, was damals «gleichsam natürliches Schicksal einer Frau» war<sup>65</sup>, stark überzeichnet ist, gar einer Karikatur der damaligen Zustände gleichkommt oder der frühneuzeitlichen Realität entspricht.

In der Zeit, als die «Rose der Freyheit» publiziert wurde, hatten sich die Brautleute im Unterengadin nach dem Jawort die folgende Ermahnung von ihren

58 Ursus Brunold, 129–131.

59 Georg Stengel. 1584–1651. Jesuit. Doktor der Theologie aus Augsburg. Professor in Dillingen, Ingolstadt und München. Lohmeier, 7.

60 Lohmeier, 10–16.

61 Lohmeier, 31.

62 Ignazius Ertl. 1645–1713. Augustiner-Eremitt aus Ingolstadt. Verfasser mehrerer theologischer Werke. Um 1700 Prediger in München. Lohmeier, 65.

63 Lohmeier, 74–75.

64 Lohmeier, 79.

65 Hufton (1994), 42.

Pfarrherren anzuhören: «Du, Mann, sollst deine Gefährtin verteidigen und lieben, gleich Christus, der seine Kirche geliebt und sein Leben für sie hingegeben hat. – Und du, Frau, sollst dein Haupt und deinen Meister lieben und ihm gehorchen und ihn als deinen Beschützer erkennen ...»<sup>66</sup>

Die Unterstellung der Frau unter den Mann, dem sie gehorsam zu sein hat, von dem sie dafür Schutz erwarten darf, ist selbstverständlich nicht ein spezifisch frühneuzeitliches Phänomen, sondern eine Konstante in der europäischen Geschichte, die teils bis weit ins 20. Jahrhundert hinein reicht. 1948, um ein Beispiel zu nennen, erschien in Zürich ein grossformatiges, über 400-seitiges Ehebuch, in welchem sich 15 Fachleute aus den Bereichen Medizin, Psychologie und Recht zu Fragen über Ehe, Familie und Liebe äusserten. In einem Kapitel mit der Überschrift «Herrschern und Dienen» schreibt ein Professor u.a.: «Biologisch liegt im Männlichen die Neigung zum Führen und Herrschen, im Weiblichen zum Geführtwerden und Dienen. Vom Seelischen aus hörten wir schon, dass der Mann etwas sein will und die Frau jemandem etwas sein will.»<sup>67</sup> Ein weiterer Professor meint: «Ihrer ganzen anschmiegsamen und hingebenden Natur nach aber wird die Frau an die Seite des Mannes als Gattin berufen, ihm sein Leben zu bereichern und zu verschönern und ihm damit seine Kräfte für den Daseinskampf immer von neuem zu ergänzen.»<sup>68</sup> Es ist evident, dass der Text aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und diejenigen, die kurz nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben wurden, wesentlich mehr Parallelen als Unterschiede aufweisen.

Gesamthaft gesehen hatten die Frauen um 1700 zweifellos ein wesentlich geringeres Selbstbestimmungsrecht im Vergleich zu den Frauen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dies zeigt sich etwa in den Heiratsstrategien, die sowohl im bäuerlichen Milieu wie auch in der adeligen Oberschicht weit verbreitet waren. Dabei ging es bei beiden Bevölkerungsgruppen in erster Linie darum, den Besitz und Einfluss zu erweitern – bei Bündner Bauern im Bereich von Nachbarschaften und Gemeinden, beim Bündner Adel auch darüber hinaus im ganzen Dreibündestaat und seinen Untertanenländern, ab und zu auch in der Eidgenossenschaft oder im benachbarten Ausland.<sup>69</sup> Für Olwen Hufton sind die Eheverträge das wichtigste Geschäft, das eine Familie in der frühen Neuzeit zu besorgen hatte.<sup>70</sup>

Eine freie Partnerwahl gab es in den Kreisen, aus denen Camilla stammte, kaum, und die Missachtung des Familienwillens konnte noch gegen Ende des

18. Jahrhunderts gravierende Konsequenzen nach sich ziehen, wie etwa die Heiratsaffäre um die einzige Tochter des letzten Planta-Zernez zeigt.<sup>71</sup> Arrangierte Heiraten im frühen Jugendalter waren zwar selten, doch gab es sie auch in Bünden. So wurde 1643 für den damals noch nicht elfjährigen Seewiser Hieronymus von Salis<sup>72</sup> und die vierzehnjährige Eva Gansner ein Heiratsvertrag aufgesetzt, und zwei Jahre später schritt man zur Vermählung der beiden. Die Erklärung für die standes- und altersmäßig ungewöhnliche Verbindung kann man einer damaligen Vermögenseinschätzung entnehmen, gemäss der Vater des Bräutigams reichster Seewiser war, an zweiter Stelle mit etwelchem Abstand gefolgt von der Jungfrau Eva Gansnerin als Alleinerbin des Vermögens ihrer verstorbenen Mutter.<sup>73</sup> Das Alter der Erstheirat lag bei Bündner Aristokratinnen in der Regel zwischen 20 und 25 Jahren.<sup>74</sup> Jon Mathieu hat für das Unterengadin nachgewiesen, dass Aristokratinnen in der Regel früher heirateten als Frauen aus den übrigen Bevölkerungsschichten und führt dies auf die Heiratsstrategie der Eltern zurück.<sup>75</sup> Eine ganz besondere Strategie zur Lenkung der Partnerwahl verfolgte ein Grossonkel von Hortensia von Salis. Nikolaus von Salis-Chiavenna<sup>76</sup> schloss 1614 diejenigen Töchter vom Erbrecht aus, die ausserhalb des Hauses von Salis heirateten. Alle drei Töchter beugten sich dem väterlichen Willen.<sup>77</sup> Hortensia von Salis, geborene Gugelberg von

---

<sup>66</sup> Den 1691 erstmals veröffentlichten Text hatte man von der Zürcher Kirche übernommen. Mathieu, 140 u. 611 (Formular quai ...).

<sup>67</sup> Welti, 66.

<sup>68</sup> Welti, 179. Vgl. dazu Joris/Witzig, 31–34.

<sup>69</sup> Zur bäuerlichen Welt siehe Mathieu, 81–88. Zum Adel siehe Färber (2000), 120–122.

<sup>70</sup> Hufton (1994), 28.

<sup>71</sup> Siehe dazu Mathieu, 372–374. Eine kürzere Fassung in: Jon Mathieu: Bauern und Bären. Chur 1987. 256.

<sup>72</sup> Hieronimus von Salis-Seewis (1632–1705). Bundeslandammann. Hptm. In span. Diensten. ST Salis 25/31.

<sup>73</sup> Salis-Seewis, Guido: Hieronimus Dietegen von Salis. In: BM 1935. 131.

<sup>74</sup> Färber (2000), 122.

<sup>75</sup> 371–372. S. auch 81–84.

<sup>76</sup> Nikolaus von Salis-Chiavenna (1580–1660). 1643 Commissari, doch noch im gleichen Jahr wegen Fiskalklagen abgesetzt. Salis ST 14/31. Collenberg, 52.

<sup>77</sup> Salis-Soglio, Nicolaus von: Junker Nicolaus von Salis zu Chiavenna. Sigmaringen 1916, 60 u. 67. ST Salis: 14/48, 14/49 u. 14/50. Färber (2000), 121.



Jean Jacques Rousseau ou l'Homme de la Nature.  
Il rendit les Mères à leurs devoirs et les Enfants au bonheur [Er gab den Müttern ihre Pflichten zurück und den Kindern das Glück]. – Kupferstich von Augustin Claude le Grand, um 1785.

Moos,<sup>78</sup> vermachte testamentarisch derjenigen Enkelin, die einen Sohn ihres verstorbenen Bruders heirate, 3000 Gulden. Hortensia von Salis, der Camillas Schrift gewidmet ist, erhielt diese Summe.<sup>79</sup>

Was die Heiratsverträge betrifft, weist Jon Mathieu auf zwei interessante Tatsachen hin. Zum einen stellt er fest, dass im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts die Frau als Tochter immer krasser benachteiligte wurde, während sich ihre Situation als Gattin und Witwe verbesserte; zum andern lässt sich konstatieren, dass die

Braut in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Unterengadin bei der Vertragsanfertigung gar nicht in der Liste der Unterzeichnenden erscheint, später an deren

<sup>78</sup> Hortensia von Salis, geb. Gugelberg v. Moos (1605–1675). 1634 Heirat mit Karl v. Salis (1605–1671). ST Gugelberg u. ST Salis 10/101.

<sup>79</sup> Frey, 9.

Ende auftaucht und erst im 18.Jahrhundert dann regelmässig an erster Stelle siegelte.<sup>80</sup>

Ein wesentlich stärkeres Selbstbestimmungsrecht als die meisten anderen hatten diejenigen Aristokratinnen, die mit Soldoffizieren verheiratet waren und in einem eigenen Hause wohnten. Während ihre Männer in Kriegszeiten oft während langen Jahren, unterbrochen nur durch meist kurze Heimaturlaube, im fernen Ausland weilten, mussten und durften ihre Frauen vielfach Haus und Hof alleine führen. In Fällen, wie etwa dem Bau von Schloss Marschlins in Igis, des Unteren Schlosses in Zizers oder auch des Marschallhauses in Maienfeld kann man davon ausgehen, dass die Ehefrauen faktisch die Bauleitung bei der Erbauung der prächtigen Herrenhäuser inne hatten.<sup>81</sup>

Die hier gemachten Aussagen zum Wesen und der Bedeutung der Ehe im 17.Jahrhundert haben grössten teils auch für das 18.Jahrhundert Gültigkeit. Auch die noch verstärkt einsetzende Aufklärung änderte nichts daran, dass in vielen Abhandlungen die Frauen an die Pflicht gemahnt wurden, Kinder zu gebären und zu stillen, wie die Natur es fordere. Nur schwer konnte man sich eine Frau vorstellen, die nicht verheiratet war und keine Kinder hatte. Montesquieu behauptete – unter dem Schleier der orientalischen Frau –, die häuslichen Aufgaben seien so zeitraubend, dass Frauen darauf beschränkt bleiben sollten. Daher sei es von grossem Nutzen, sie in einem Serail einzusperren. Ebenso gehörte auch die strikte Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern zum aufgeklärten Jahrhundert. Selbst Rousseau machte hierin keine Ausnahme. So legte er etwa dem Erzieher von Sophie in der «Neuen Héloïse» die folgenden Ratschläge in den Mund: «Nun, da Emile Ihr Gatte geworden ist, ist er Ihr Oberhaupt geworden; an Ihnen ist es, zu gehorchen, so hat es die Natur gewollt.»<sup>82</sup>

Zum Gehorsam kam seit dem 17.Jahrhundert zunehmend noch der Anspruch an die Gattin, ihren Mann aufzuhetern und nicht unnötig mit Sorgen zu belasten.<sup>83</sup> Pfarrer Bonifazius Stötzlin<sup>84</sup> predigte in der Mitte des 17.Jahrhunderts: «Wann der Mann unlustig und verdrossen, sol ein fromme Haufffrau ihren Mann fein sitlich zusprechen, das Kind ihm zutragen, an dem Halß henken und ihn auß seinen Gedanken bringen und irgend einer alten lieblichen und fröhlichen Hauff- oder Kammer Histori erinnern.»<sup>85</sup> Im «Emile» schrieb Rousseau 1762: «Da die Frau dazu geschaffen ist, zu gefallen und sich zu unterwerfen, muss sie sich dem Mann liebenswert zeigen und ihn nicht herausfordern.»<sup>86</sup>

Friedrich Schiller gab 1788 in einem Brief an Lotte von Lengefeld folgendermassen seiner Meinung Ausdruck: «Die Frauenzimmer sind geschaffen, die liebe heitere Sonne in dieser Menschenwelt nachzuahmen und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneien und machen Wind, ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen.»<sup>87</sup> Der Dichter und Historiker Ernst Moritz Arndt meinte 1805, dass die Frauen dem Mann «mit Grazienhänden den Staub von der Stirne wischen» sollen sowie «als eine leichte und liebliche Welle den Mann umspielen, das Raue an ihm abglätten, das Spröde geschmeidigen.»<sup>88</sup> Und dem Porträtmaler und Kunstschriftsteller Wilhelm von Kügelgen schrieb der Brautvater 1827: «Wie ein Lamm will sie um Deine Wünsche spielen und Dir die Seele erheitern.»<sup>89</sup> Zitate ähnlichen Inhalts lassen sich in grosser Anzahl in verschiedensten Quellen des 17. bis 19.Jahrhunderts finden.

Aufgrund der Geringschätzung der unverheirateten Frau im 17. und 18.Jahrhundert könnte man vermuten, dass deren Zahl klein war, da sich möglichst alle Frauen in den Hafen der Ehe flüchteten bzw. von ihren Eltern mehr oder weniger hinein geworfen wurden. Die vorhandenen Statistiken ergeben ein uneinheitliches Bild. Während in Frankreich in der zweiten Hälfte des 17.Jahrhunderts rund 7% der Frauen ledig blieben und gegen Ende des 18.Jahrhunderts rund 15%, war es in England gerade umgekehrt.<sup>90</sup> In Tarasp waren 1670 16%

80 367. In Maienfeld durfte Hortensia von Salis bereits 1682 nach ihrem Gatten an zweiter Stelle unterschreiben. Widmer (2003, Hortensia), 13.

81 Siehe Nöthiger, 10; Widmer (2003, Hortensia), 12 Anm. 11; Färber (1994), 223.

82 Jean Jacques Rousseau: Julie oder Die neue Héloïse. München 1988, 376. Zit. nach Michèle Crampé-Casnabet. In: Duby/Perrot, 350.

83 Dürr, 192. Westhoff, 41–49.

84 Bonifazius Stötzlin (1603–1677). Süddeutscher evangelischer Pfarrer, gelehrter geistlicher Schriftsteller und Dichter. [www.evki-steinheim.telebus.de/GeistlSteinheim/html/\\_evGMB.htm#stoeltzin](http://www.evki-steinheim.telebus.de/GeistlSteinheim/html/_evGMB.htm#stoeltzin) (Aug. 2011)

85 Zit. nach Dürr, 192.

86 Emile oder Über die Erziehung. 5. Buch, Stuttgart 1970. 721.

87 Brief vom 27.11.1788. Zit. nach Westhoff, 39

88 Fragmente über Menschenbildung, 195–197. Zit. nach Westhoff, 39

89 Kügelgen, Wilhelm von: Jugenderinnerungen eines alten Mannes. 2. Bd. Leipzig 1925. Zit. nach Westhoff, 39.

90 Hufton (1998), 352.



Der Ehegatte muss  
umsorgt und erheitert  
werden. – Der Kartographe Prof. Joseph Jüttner  
und seine Frau. –  
Ölbild von Ferdinand Georg  
Waldmüller, 1824.

der über 50-jährigen Frauen ledig, 1705 24% und 1750 sogar 32%.<sup>91</sup>

Mehrere Kapitel kam in diesem Kapitel bereits zum Ausdruck, dass theologische, medizinische und andere Experten des 16.–18. Jahrhunderts der Frau einen im Vergleich zum Manne minderwertigeren Verstand sowie labilere Gemütskräfte attestierten. Dieser Beurteilung entsprechend erfolgte die Rollenzuteilung für das weibliche Geschlecht im privaten und öffentlichen Bereich. Die Gleichwertigkeit der Aufgaben und Pflichten, wie sie von den Reformatoren postuliert wurde, bestand konkret nur vor Gott, denn in der Welt hatten sich die

Frauen den Männern unterzuordnen. Es versteht sich von selbst, dass bei solchen Betrachtungsweisen seitens der Männer kein Bedürfnis bestand, der Frau Möglichkeiten zu einer mehr als nur auf die Führung des Haushaltes ausgerichteten Bildung zu eröffnen. Das Ziel von Mädchenbildungen in protestantischen wie auch in katholischen Gebieten war es, die Mädchen zu «guten Christinnen» zu erziehen, die ihre Rolle als Ehefrau und Mutter so ausfüllten, wie es den männlichen Vorstellungen entsprach. Dazu genügte eine Elementarbildung im

<sup>91</sup> Mathieu, 146.

Rechnen, Lesen und Schreiben, ergänzt durch praktische Kenntnisse, wie etwa in Handarbeit. Begleitet wurde diese Frauenbildung von einer zahlreichen Ehe- und Hausliteratur, deren Verfasser zumeist protestantische Geistliche waren, die in Predigten, Mahnschriften oder auch in umfangreichen Werken die Grundsätze des gemeinsamen Haushaltens und die Aufgaben von Mann und Frau sowie Kindern und Gesinde beschrieben.<sup>92</sup>

Elternhaus, Schule und Kirche waren die vorrangigen Sozialisationsinstanzen der Jungfrauen in ihrer Vorbereitung auf die sie erst zur Frau machenden Ehe. Dies galt für alle Bevölkerungsschichten. In oberen Schichten kamen je nach den finanziellen Verhältnissen und vorab nach der konservativen oder bereits etwas liberalen Haltung des Vaters die Möglichkeiten hinzu, Bücher aus der Hausbibliothek zu lesen, beim Privatunterricht der Brüder zuzuhören oder sogar selbst in den Genuss eines solchen zu kommen. Die Erziehung zur tugendhaften Ehefrau und Hausmutter war aber auch in Adelskreisen zentrales Anliegen und stellte damit «eine bewusste Begrenzung der Möglichkeiten der jungen Mädchen dar, die auf eine zukünftige Unterwerfung unter einen Ehemann zielte.»<sup>93</sup>

Mag sein, dass eine deutliche Mehrheit der jungen Frauen ihre Erziehung und Hinführung zur Ehe als gottgegeben hinnahm und auch in Sachen Bildung nicht nach Höherem strebte; doch gibt es auch Belege dafür, dass Töchter ihre Erziehung als Einschränkung empfanden und die Ablehnung dieser Einschränkung bisweilen zu einer Verweigerungshaltung führte. Insbesondere ein gutes Einvernehmen mit der Mutter konnte eine Abwehrreaktion gegen eine Heirat begünstigen.<sup>94</sup>

Innerhalb der «Querelle des femmes» wurde europaweit nicht nur über die Rangordnung der Geschlechter, die weibliche Natur und die gesellschaftliche und rechtliche Stellung der Frau diskutiert, sondern ebenso heftig auch über ihr intellektuelles Vermögen. «Während die einen den Frauen den Verstand absprechen, um sie von wesentlichen gesellschaftlichen Funktionen auszuschliessen und nach der patriarchalen Interpretation von Gen. 3,16 «unter die Herrschaft des Mannes» zu stellen, sehen die anderen die männliche Dominanz hauptsächlich dadurch bedingt, dass Frauen aufgrund mangelnder Bildungschancen nicht die gleiche Erziehung wie Männer erhalten.»<sup>95</sup> Die misogynen Gelehrten argumentierten nach wie vor mit Argumenten der mittelalterlichen Theologie und Philosophie. Weder die Renaissance und der Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts noch die Entfaltung der Naturwissenschaften und die

aufkommende Naturrechtsdiskussion im 17. Jahrhundert vermochten daran viel zu ändern. Das philogyne Lager war dagegen bemüht, die traditionelle Bibelauslegung zu widerlegen. «Hier wird die Frau dem Mann übergeordnet, weil Eva aus einer edleren Materie und an einem edleren Ort erschaffen worden sei als Adam und weil die Frau als zuletzt Erschaffene auch am vollkommensten und somit Krone der Schöpfung sei.»<sup>96</sup>

Zur frauenfreundlichen Gelehrtenfraktion ist zweifellos Erasmus von Rotterdam zu zählen. Der überragende Theologe und Humanist des 16. Jahrhunderts, der das Schicksal erleiden musste, in den konfessionellen Auseinandersetzungen zwischen Stuhl und Bank zu fallen, weil er einerseits die katholische Kirche harsch kritisierte und andererseits doch den Schritt des Abfalls verhinderte, liess in verschiedenen seiner Schriften eine grosse Wertschätzung für die Frauen und ihre Fähigkeiten erkennen.

Am deutlichsten zeigt sich diese im Zwiegespräch zwischen dem Abt und der gelehrten Frau («Abbatis et Eruditae») in den 1526 erschienenen «Colloquia familiaria». In diesem 81 Dialoge umfassenden Werk, das innerhalb von zwei Jahrhunderten mehr als 60 Auflagen erlebte und in verschiedene Sprachen übersetzt wurde, tritt uns Abt Antronius als ungebildeter, vergnügungssüchtiger grober Klotz entgegen, während seine Kontrahentin Magdalina dank Bildung klug zu argumentieren versteht. Auf die Frage, was für ihn angenehm sei, antwortet er: «Schlafen, Gelage, Freiheit zu tun, was ich will. Geld, Ehren.» Gebildet sein steht für ihn dem angenehmen Leben nur im Wege, dafür hat er keine Zeit; und: «Gebildet zu sein, ist unweiblich. Sache hochgestellter Frauen ist es, angenehm zu leben.» Magdalina sieht Bildung in einem weiten Rahmen, wenn sie sagt: «Ich verstehe darunter, wenn du einsehen würdest, dass der Mensch nur glücklich ist aufgrund seiner inneren Güter und dass Reichtum, angesehene Stellung und Herkunft den Menschen weder glücklicher noch besser machen.» Für sie ist es auch nichts anderes als normal, Latein zu lernen, «um täglich mit so vielen

92 Anne Conrad: «Jungfrau Schule» u. Christenlehre. Luth. u. kath. Elementarbildung für Mädchen. In: Kleinau/Opitz, 176 u. 187. Dürr, 189–191.

93 Dürr, 202. Zu den Erwartungen an eine gute Ehefrau u. Hausmutter siehe auch Dürr, 191–197. Zum 19. Jh. vgl. Joris/Witzig, 68–72.

94 Dürr, 202–203.

95 Fietze, 237.

96 Fietze, 238. S. auch 239–251.



Anna Maria van Schurman, 1640.

Autoren, so beredten, gebildeten, vernünftigen und zuverlässigen Ratgebern Zwiesprache zu halten.» Darauf meint Antronius: «Die Bücher rauben den Frauen viel von ihrem Verstand, und sie haben ohnehin zu wenig.» Schlagfertig repliziert Magdalia: «Wie viel ihr Männer habt, weiss ich nicht. Ich möchte jedenfalls das wenige, das ich habe, lieber für ordentliche Studien verwenden als für das sinnlose Hersagen von Gebeten, für nächtelange Trinkgelage und das Leeren riesiger Humpen.» Im Gegensatz zu Camilla ist Magdalia keine grundsätzliche Gegnerin der Ehe – denn sie hat Glück gehabt: «... ich beglückwünsche mich, dass ich einen Mann bekommen habe, der anders ist als du. Denn die Bildung macht uns einander nur noch lieber.»<sup>97</sup>

Die Frauenbildungsdebatte im 17. und 18. Jahrhundert unterschied sich nicht wesentlich von derjenigen im 16. Jahrhundert. Eine totale Ablehnung weiblicher Gelehrsamkeit war angesichts der Bedeutung, die die Bildung im Renaissance- und Humanismuszeitalter gewonnen hatte, zwar immer weniger möglich, doch bestanden weiterhin Vorbehalte und Einschränkungen. Von einer höheren Bildung blieben die Frauen weiterhin ausgeschlossen. Ein Besuch von Vorlesungen an einer Universität war Frauen in dieser Zeit nur in seltenen Fäl-

len und dann heimlich oder unsichtbar möglich. Die in Köln geborene Anna Maria van Schurman (1607–1678), die eine hochwertige Erziehung durch ihren Vater und einen Theologen erhalten hatte, durfte die Vorlesungen des Letzteren an der Universität von Utrecht nur durch einen Vorhang dem Blick der Studenten entzogen besuchen.<sup>98</sup> An der Universität Leiden hatte die Dame, die wegen ihres stupenden Wissens bereits in jungen Jahren berühmt geworden war, in einem Kasten zu sitzen, der extra für sie gebaut worden war. Luise Gottsched (1713–1762) durfte den privatum in ihrem Haus abgehaltenen Vorlesungen ihres Mannes, des Leipziger Professors Johann Christoph Gottsched, ausschliesslich hinter der angelehnten Türe zuhören.<sup>99</sup>

Unter den Frauen, die als Gelehrte Ruhm erlangten, befanden sich nur wenige, die nicht aus dem Adel oder dem gebildeten und wohlhabenden Bürgertum stammten. Ein gebildetes, möglichst liberales Elternhaus und vorteilhafte ökonomische Verhältnisse machten es begabten Töchtern möglich, intellektuellen Interessen nachzugehen. Gelehrte Frauen bilden jedoch bis ins 20. Jahrhundert die grosse Ausnahme. «Als ‹monstrum naturae›, gleichermassen verachtet und bewundert, gelten sie als singuläre Erscheinung, die eine als natürlich postulierte Geschlechterordnung nicht grundsätzlich in Frage zu stellen vermögen.»<sup>100</sup> Friedrich Nietzsche schrieb noch 1886: «Wenn ein Weib gelehrte Neigungen hat, so ist gewöhnlich Etwas an ihrer Geschlechtlichkeit nicht in Ordnung.»<sup>101</sup>

Besonders abschreckend waren selbst für viele gebildete Männer die Frauen, die sich nicht nur Bildung aneigneten, sondern die Früchte ihrer intellektuellen Beschäftigung auch noch publizierten. Friedrich Schiller legte 1788 in einem Gedicht dem Gatten einer «berühmten Frau» eine wortreiche Klage über die Verkehrung der Geschlechterordnung in den Mund. Dabei liess er ihn den betrogenen Ehemann beneiden, der nur einen

<sup>97</sup> Erasmus von Rotterdam: *Colloquia familiaria. Vertraute Gespräche*. Lateinisch und Deutsch. Stuttgart 1976. 5–17.

<sup>98</sup> Irwin spricht von einem «vergitterten Kasten». 309.

<sup>99</sup> Niemeyer, 280–282. Hufton (1998), 592. Tschopp, 9. Siehe auch Irwin, 308–324.

<sup>100</sup> Tschopp, 12.

<sup>101</sup> Jenseits von Gut und Böse. Viertes Hauptstück. Sprüche und Zwischenspiele, 144. In: *Nietzsche Werke. Krit. Gesamtausg. VI 2. 1968. 98. – Zur Frauenbildung im 19. Jh.* vgl. Joris/Witzig, 335–342.



Die gelehrté Frau. Sie schreibt wissenschaftliche Abhandlungen – doch wie sieht es in ihrem Haushalt aus! –  
Aquarellierte Federzeichnung von Johann Heinrich Ramberg, 1802.

diskreten Hausfreund zu dulden habe, während er seine Frau mit der ganzen Welt teilen müsse.<sup>102</sup>

Das Lesen wurde bei Frauen zumeist rigid kontrolliert, eingeschränkt und oftmals auch bekämpft. Als Argument gegen das Lesen diente immer wieder die Befürchtung, die Strapazierung des Gehirns könnte die Fortpflanzung gefährden. Deshalb die auch noch im 19. Jahrhundert wiederholt vorgetragene Ermahnung, Frauen und Töchter sollten möglichst geringen Gebrauch von ihren Gehirnwindungen machen. Das Sprachen lernen wurde bei Frauen unterschiedlich gerne gesehen. In mehrsprachigen Gegenden, wie etwa Graubünden und seinen Untertanenlanden, waren Fremdsprachenkenntnisse auch bei Frauen der Oberschicht verbreitet. In deutschen Landen sah man es hingegen oft nicht gerne, wenn Frauen Französisch lernten, wegen der Sitten verderbenden Gefahren, die von französischen Büchern ausgingen. Um dem Einerlei und dem «Mottenfrass des Haushalts» zu entgehen, wollte Bettina von Arnim (1785–1859) bei einem Nachbarn Hebräisch lernen. Ihr Bruder verbot ihr dies strikt, da er durch die Weibergelehrsamkeit die Heiratschancen seiner Schwester in Gefahr sah. «So etwas ekelt einen Mann», war sein drastischer Kommentar.<sup>103</sup> Wenn schon geistige Betätigung und wenn schon Lektüre, dann sah man in den Händen von Frauen am liebsten die Bibel, Andachtsbücher und christliche Erbauungsliteratur.

Von den Möglichkeiten der Frauenbildung in Graubünden zur Zeit der Veröffentlichung der «Rose der Freyheit» wird in Zusammenhang mit Hortensia von Salis in Kapitel 2.1 noch die Rede sein. Hier sei nur angemerkt, dass die Theologen und Professoren, mit denen sie korrespondierte oder sonst in Verbindung stand, der Gelehrsamkeit der Frau wohlwollend gegenüberstanden. Im Falle des Zürcher Theologen Johann Heinrich Schweizer, der Hortensias «Glaubens-Rechenschafft» publizierte, wirkt dieses Wohlwollen außerordentlich frauенfreundlich, wenn er im Vorwort Gott dafür dankt, «daß er auch dem weiblichen Geschlecht von seinem Geist so reichlich mitgetheilt hat.»<sup>104</sup> Geradezu enthusiastisch feiert der Basler Medizingprofessor Theodor Zwinger (1658–1724) die tote Hortensia in einem Trauergedicht als «Apollos Priesterin», «der Künsten Meisterin» und als «zehnde Kunst-Göttin». Ein Freund der Frauenbildung war sicherlich auch der Theologe Gotthard Heidegger, der sehr wahrscheinlich ein Gedicht zur «Rose der Freyheit» beisteuerte, wahrscheinlich auch als Inspirator bei deren Abfassung tätig war und vielleicht selbst in einem gewissen Umfang die Feder führte.

## 1.2 Frühe feministische Schriften

Christine de Pisan,<sup>106</sup> eine Venezianerin, die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts am französischen Königshof aufwuchs, war nicht nur die erste Autorin der französischen Literatur, sondern auch europaweit die erste Frau, die über die Beschränkungen des Frauenlebens schrieb. 1399 kritisierte sie die Frauenfeindlichkeit der Männer in ihrem gesellschaftlichen Umfeld und insbesondere diejenige im Rosenroman von Jean de Meung. Damit löste sie die so genannte «Querelle du Roman de la rose» aus, den ersten französischen Literaturstreit. In diesen griff de Pisan von Beginn weg auch ein. 1401 verfasste sie «Le Dit de la rose», der die fiktive Gründung eines die Frauen schützenden «Rosenordens» beschreibt. 1404 äusserte sie sich zur Mädchenerziehung, und ein Jahr später beendete sie ihr aus heutiger Sicht interessantestes Werk, «Le Livre de la Cité des dames». In diesem weist sie am Beispiel bekannter Frauengestalten aus der biblischen und profanen Geschichte auf die verkannten Fähigkeiten der Frau hin und entwickelt das Bild einer utopischen Gesellschaft, in der den Frauen gleiche Rechte wie den Männern zustehen.<sup>107</sup> Gedruckt wurde das Buch allerdings erst über ein Jahrhundert später in einer englischen Übersetzung.<sup>108</sup>

Auch andere hoch gebildete italienische Dichterinnen, Künstlerinnen und Gelehrte, wie Isotta Nogarola (1417–1466), Veronica Gambara (1485–1550), Vittoria

102 Weckel, Ulrike: Der Fieberfrost des Freiherren. Zur Polemik gegen weibliche Gelehrsamkeit und ihre Folgen für die Geselligkeit der Geschlechter. In: Elke Kleinau u. Claudia Opitz (Hg.): Gesch. der Mädchen- u. Frauenbildung. 360–372. 368.

103 Westhoff, 239. S. zum Thema Frauen und Lesen auch Westhoff, 239–246. Zur weiblichen Bildung im Halleschen Pietismus, der auch nach Graubünden ausstrahlte, s. Ulrike Witt: «Wahres Christentum» und weibliche Erfahrung. Bildung und Frömmigkeit im Pietismus des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts. In: Elke Kleinau u. Claudia Opitz (Hg.): Gesch. der Mädchen- u. Frauenbildung. 268–274.

104 Widmer (2003), 64–65.

105 Widmer (2003), 224.

106 Christine de Pisan, auch Pizan (1365–nach 1430). Geboren in Venedig als Tochter des Astrologen und Arztes Tommaso di Pizzano. Sie kam mit vier Jahren nach Paris, als ihr Vater zum Astrologen und Leibarzt des franz. Königs berufen wurde. Ihre exzellente Bildung, die u.a. auch Latein und Arithmetik umfasste, verdankte sie ihrem Vater.

107 <http://de.wikipedia.org/w/index.php?oldid=90226380>. Bearbeiter: AFBor. (Aug. 2011).

108 The Book of the Cyte of Ladyes, 1521. Hufton, 576.

Colonna (1490–1547), Gaspara Stampa (1523–1554), Sofonisba Anguissola (um 1532–1625), Olympia Fulvia Morata (1526–1555) und Moderata Fonte (1555–1592) hinterfragten die Argumente gegen das weibliche Studium und stellten mit ihrem Schaffen das intellektuelle Potential der Frauen unter Beweis. Was die gelehrten Männer betrifft, so sahen mit der Zeit auch über Italien hinaus etliche Humanisten in der «*puella docta*», dem weiblichen Wunderkind, der «*virgo docta*», der unverheirateten weiblichen Gelehrten sowie der «*uxor docta*», der gelehrten Ehefrau, zumindest theoretisch ein Ideal.<sup>109</sup>

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts verfasste die wie die Pisan aus Venedig stammende Lucrezia Marinelli<sup>110</sup> mit ihrem Discorso «*La nobilità et l'eccellenza delle donne, co'difetti et mancamenti de gli huomini*» ein ebenfalls durch eine klar philogyne Haltung geprägtes Werk. Die Autorin röhmt die Frauen und kritisiert die Männer, insbesondere deren Verschwendungsucht, die die Frauen zu Bettlerinnen macht. Kritisiert werden auch die aristotelischen, frauenfeindlichen Theorien. Würden die Frauen endlich aus ihrer Schläfrigkeit erwachen, wären die Männer gezwungen, ihnen zuzuhören, und ihr Hochmut würde sich in Sanftmut verwandeln. «Lucrezia Marinellis Werk», schreibt Olwen Hufton, «stellt einen scharfen Angriff auf einen der wichtigsten antiken Einflüsse auf die Renaissance dar.»<sup>111</sup>

In deutschen Gebieten schöpften mancherorts Frauen aus den Umwälzungen, die die Reformation mit sich brachte, die Hoffnung, dass sich dadurch auch die Stellung der Frau in der Kirche und darüber hinaus in der ganzen Gesellschaft verbessern würde. Etliche Mitstreiterinnen der konfessionellen Revolutionen hofften nach der Etablierung des reformierten Bekenntnisses als Predigerinnen oder Verfasserinnen von theologischen Abhandlungen akzeptiert zu werden. Doch geschah, was so oft in der Geschichte bis in unsere Zeit hinein zu beobachten ist: Als Mitkämpferinnen waren die Frauen willkommen; doch nach geschlagener Schlacht wurde ihnen wieder der Weg zurück ins Haus gewiesen.

Argula von Grumbach,<sup>112</sup> die als Tochter verarmter bayrischer Adliger am Münchner Hof aufgewachsen war, dann einen fränkischen Adligen heiratete, hatte 1523 den Mut, einen Brief an die Professoren der Universität Ingolstadt zu schreiben und mit einem erstaunlichen Selbstbewusstsein von diesen zu fordern, sich mit ihr theologisch auseinanderzusetzen. Da sie kein Latein konnte, sollte der Disput in deutscher Sprache geführt werden. Ihre Unerschrockenheit war umso



**Lucrezia Marinelli (1571–1653).**

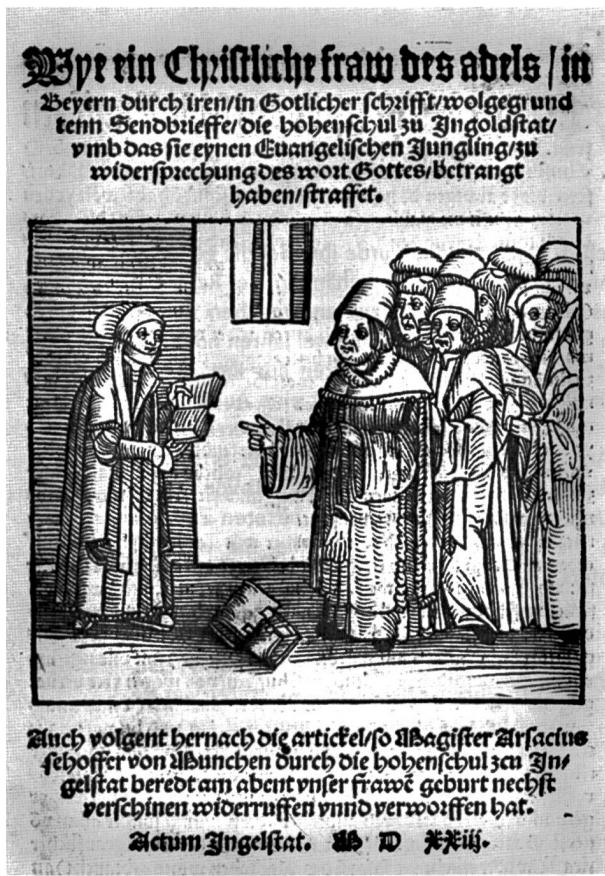
bemerkenswerter, als die bayrischen Herzöge ein Jahr zuvor eine scharfe Verordnung gegen die Reformation erlassen hatten, in der allein schon die Diskussion über Luthers Lehren und Schriften unter Strafe gestellt wurde. Auslöser ihres Briefes, in dem sie als erste Frau

<sup>109</sup> Tschopp, 10.

<sup>110</sup> Lucrezia Marinelli (1571–1653). Tochter des bekannten Arztes und Philosophen Giovanni M. In ihrem lit. Schaffen dominierten spirituelle Themen, in ihrer Lyrik mythologische. Die ital. Ausgabe von «*La nobilità*» erschien 1591, die deutsche 1601 («Adel und Auszeichnung von Frauen mit den Fehlern und Mängeln von Männern»). [www.lucreziamarinelli.org/index.php?option=com\\_content&view=article&id=6&Itemid=3](http://www.lucreziamarinelli.org/index.php?option=com_content&view=article&id=6&Itemid=3). (Juli 2011). Hufton, 577.

<sup>111</sup> (1998), 577.

<sup>112</sup> Argula von Grumbach (1492–1554). Geboren auf Burg Ehrenfels in Franken als Tochter des Freih. Bernh. v. Stauff. 1516 Heirat mit dem fränk. Ritter Friedr. v. Grumbach.



Titelblatt der Flugschrift mit Argula von Grumbachs Brief an die Universität Ingolstadt, 1523.

öffentlich für die Reformation eintrat, war ihr Eintreten für einen jungen Melanchthon-Schüler, der in Ingolstadt für die Reformation geworben hatte und deswegen von den herzoglichen Gerichten verfolgt wurde.

Von der Universität Ingolstadt erhielt sie zwar nie eine Antwort, doch sollte ihr aufrührerisches Tun dennoch nicht ohne Folgen bleiben. Auf der einen Seite wurde ihr Brief noch im selben Jahr gedruckt und erlebte als Flugschrift, mit einem provozierenden Titelbild versehen, innerhalb von zwei Monaten 13 Auflagen. Andererseits brachte sie durch ihre Provokation ihre Familie in Schwierigkeiten. Nachdem sie auch noch dem Herzog, den sie aus ihren Kindertagen kannte, einen Brief geschickt hatte, in welchem sie sich mit dem Gehorsam eines Christenmenschen gegenüber der Obrigkeit befasste, wurde ihr Mann, der die Ansichten seiner Frau nie geteilt hatte, aus dem herzoglichen Dienst entlassen. Dadurch geriet die Familie in finanzielle Schwierigkeiten. Doch Argula liess sich nicht beirren.

Im Herbst 1523 reiste sie an den Nürnberger Reichstag und versuchte dort Kontakt mit verschiedenen Fürsten aufzunehmen. Ein Jahr später verfasste sie einen Sendbrief an den Rat der Stadt Regensburg. Dann verstummte sie publizistisch, vorab wohl wegen der schwierigen Situation der Protestantten in Bayern. Dazu kam aber noch, dass man sie als Frau von katholischer Seite keiner Antwort auf ihre Briefe würdig empfunden hatte, sie öffentlich verspottete und auch von der Verwandtschaft her unter Druck setzte. Als 1527 in Bayern die ersten Scheiterhaufen brannten, zog sie ins protestantische Nürnberg. Zu einer Begegnung mit Luther, mit dem sie in regem brieflichen Kontakt stand, kam es 1530. Obwohl er sie eine «Jüngerin Christi» nannte, bekam sie von ihm keine Unterstützung in der Ingolstädter Auseinandersetzung. «Frauen als ebenbürtige Gesprächspartnerinnen, womöglich gar als Predigerinnen des Wortes Gottes, das lag ausserhalb der Vorstellungswelt des Reformators.»<sup>113</sup>

Ursula Weyda,<sup>114</sup> die 1524 als junge Frau couragierte in einer Druckschrift gegen das Buch eines Abtes Stellung nahm, wies sich in ihrer Argumentation als kompetente Laientheologin aus. Der Verfasser einer anonymen Gegenschrift verunglimpfte darauf nicht nur sie als Frau, sondern mit ihr gleich noch «alle neuen evangelischen Weiber».<sup>115</sup>

Die in Strassburg geborene, bereits als Mädchen belesene Katharina Zell<sup>116</sup> war bereits in jungen Jahren mit den Schriften Luthers in Berührung gekommen, hatte 1523 den zwanzig Jahre älteren Strassburger Reformator Matthäus Zell geheiratet und war dadurch zu einer der ersten evangelischen Pfarrfrauen geworden. Katharina begründete ihr Recht, öffentlich das Wort zu ergreifen, mit der sozialen Position, die sie aufgrund ihrer Ehe mit einem Pfarrer eingenommen hatte. «Darüber hinaus war sie sowohl fähig als auch gewillt, die von ihr gewonnenen Überzeugungen gegenüber der Öffentlichkeit in Form von selbstverfassten Publikationen kundzutun. Dabei liess sie sich nicht von der Tatsache abschrecken,

<sup>113</sup> Domröse, 17–31 (Zitat: 29). Zimmerli, 90–103.

<sup>114</sup> Ursula Weyda (um 1504– um 1570). Stammte aus Altenburg (Sachsen-Anhalt).

<sup>115</sup> Domröse, 33–43.

<sup>116</sup> Katharina Zell (um 1497–1562). Tochter des Strassburger Schreinermeisters Jakob Schütz. Entscheidend für ihre Bildungsmöglichkeiten war die Ehe mit Matthäus Zell. Ihre publizistische Tätigkeit erreichte erst nach dem Tod ihres Mannes ihren Höhepunkt. U.a. gab sie 1534 ein Liederbuch heraus.

dass sie mit diesem Schritt als Frau eindeutig eine Grenze überschritt, und sie scheute zu keinem Zeitpunkt die Auseinandersetzung mit ihren Gegnern.<sup>117</sup> Sie verfasste rund ein Dutzend theologische Schriften und mischte sich sogar in den Abendmahlsstreit ein. Empfänger ihrer Briefe waren unter anderen auch Zwingli und Bullinger. Nach dem Tod ihres Mannes, bei dessen Beerdigung sie selbst das Wort ergriff, was für Unmut sorgte, kritisierte sie die Rigidität, in welcher die neue Generation von evangelischen Pfarrern in Strassburg alle Andersgläubigen verurteilten. Nach Meinung von Domröse finden sich in Katharina Zells theologischem Werk Ansätze zu den Anliegen der heutigen feministischen Theologie.<sup>118</sup>

Doch deutlicher sind feministische Inhalte in den theologischen Schriften der in Genf wirkenden Marie Dentière<sup>119</sup> zu konstatieren. In ihrem 1536 erschienenen Buch «La guerre et deslivrance de la ville de Genève fidèlement faicte et composée par un marchand demourant en icelle»<sup>120</sup> sowie in ihrem 1539 veröffentlichten Brief an Margaretha von Navarra geht sie ausführlich auf die Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft ein. Allen, die weibliches Wissen und Können verachten, zeigt die Autorin in einem Überblick über das Alte und Neue Testament die in der Bibel besonders hervortretenden Frauen und deren Verdienste auf. Ihre Forderung, die Frau als gleichwertig zu anerkennen, stützt sie allein auf die Heilige Schrift. Sie beklagt die Unmündigkeit des weiblichen Geschlechts und fordert die Frauen auf, sich an den Glaubensdiskussionen zu beteiligen und auch über die Bibel zu schreiben.

Wegen ihrer Parteinahme für die vertriebenen Reformatoren Farel, Calvin und Corauld sowie wegen der Tatsache, dass eine Frau über religiöse Themen schreibt und erst noch Forderungen stellt, wurden die 1500 Exemplare ihrers Briefes an Margarethe von Navarra vom Genfer Rat konfisziert und der Drucker unter Arrest gestellt. Ein mit der Beurteilung der Schrift beauftragter Lausanner Pfarrer nahm besonders Anstoss daran, dass das Werk von einer Frau geschrieben wurde, da es den Frauen nicht zustehe, Fragen religiösen Inhaltes zu diskutieren. Dentières Gatte Antoine Froment stellte sich indessen vorbehaltlos hinter seine Frau und verteidigte ihre Publikationen. Da ihre Forderung nach Gleichberechtigung der Frau zu ihrer Zeit als etwas Unerhörtes empfunden wurde, überwarf sie sich später auch mit dem wieder nach Genf zurück gekehrten Calvin, den sie früher kompromisslos verteidigt hatte. Die intelligente und mutige Frau suchte enttäuscht und verbittert immer mehr im Alkohol Zuflucht.<sup>121</sup>

In Frankreich war es im ersten Viertel des 17.Jahrhunderts die Philosophin Marie le Jars de Gournay,<sup>122</sup> die, geschult im cartesianischen Denken, in ihrer Schrift über die Gleichheit von Mann und Frau ein egalitäres Geschlechterkonzept postulierte.<sup>123</sup> Die bereits im letzten Kapitel genannte Anna Maria van Schurman schrieb in der Mitte des 17.Jahrhunderts eine Dissertation mit dem Titel «Num foeminae christianaee conveniat studium litterarum».<sup>124</sup> Mittels des aristotelisch-scholastischen Konklusionsstils beweist sie darin, dass die Befähigung der Frauen für ein wissenschaftliches Studium derjenigen der Männer in nichts nachsteht.<sup>125</sup>

Neben den zahlreichen Gelehrten, die sich gegen eine Gleichstellung der Frauen aussprachen, gab es aber auch einige Männer, die eine Gegenposition vertraten. Zu ihnen gehörte in der zweiten Hälfte des 17.Jahrhunderts der französische Geistliche und Gelehrte François Poullain de la Barre.<sup>126</sup> Sein Traktat «De l'Egalité des deux Sexes» gilt als «Meilenstein des feministischen Denkens». Er demonstrierte anhand der cartesianischen Methode, dass die männlichen und weiblichen Anlagen identisch seien und demzufolge auch Anrecht auf gleiche Bildung hätten.<sup>127</sup>

---

117 Christmann, I.

118 45–57. Zimmerli, 125. Siehe dazu auch Christmann, 195–200.

119 Marie Dentière (1495–1561). Sie war Priorin eines Augustinerinnenklosters in Tournai, trat als Anhängerin von Luther aus dem Kloster aus und zog nach Strassburg, dann zusammen mit ihrem Mann, der ref. Pfarrer war, in die Westschweiz. Nach dem Tod ihres Mannes, heiratete sie den Reformator Antoine Froment und wirkte mit ihm seit 1535 in Genf. 2002 wurde ihr Name den anderen Reformatoren auf dem Genfer Reformationsdenkmal hinzugefügt.

120 «Der Krieg um die Stadt Genf und ihre Befreiung, treulich dargestellt und aufgeschrieben durch einen in ihr wohnenden Händler». Diese Schrift hat sie anonym veröffentlicht, die weiteren unter ihrem Namen.

121 Zimmerli, 67–72.

122 Marie le Jars de Gouray (1565–1645).

123 Tschopp, 12.

124 «Ob einer christlichen Frau das gelehrt Studium geziemt», 1648.

125 Tschopp, 12.

126 François Poullain de la Barre (1647–1723). Theologe und Schriftsteller. Kath. Pfarrer in der Champagne. Übertritt zum Protestantismus. Nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes ging er nach Genf ins Exil. Das Traktat «Über die Gleichheit der Geschlechter» publizierte er 1673 anonym. Ebenfalls anonym veröffentlichte er sein Werk «Über die Frauen-Bildung». Wahrscheinlich unter Druck verwarf er die darin geäusserten Ansichten in einer späteren Schrift wiederum.

127 Sonnet, Martine: Mädchenerziehung. In: Duby/Perrot, 123.

Im 18.Jahrhundert bilden im heutigen Deutschland Dorothea Christiane Erxlebens Untersuchung über das Frauenstudium, in England Mary Wollstonecrafts vehemente Opposition gegen das frauenfeindliche Bildungswesen sowie in Frankreich Olympe de Gouges Erklärung der Frauenrechte die Höhepunkte der feministischen Publizistik. Erxleben<sup>128</sup> erwarb ihre erstaunlichen Lateinkenntnisse beim Rektor und Konrektor der Realschule. Ihr Vater unterwies sie in Naturwissenschaften und gemeinsam mit ihrem Bruder in Medizin. Der Zugang zur Universität, wo sie zusammen mit ihrem Bruder gerne Medizin studiert hätte, blieb ihr indessen zunächst verwehrt. Auf ein Gesuch des Vaters hin wies der preussische König Friedrich der Große 1741 die Universität Halle an, Dorothea Christiane zur Promotion zuzulassen. Sie machte von dieser Gunst vorerst aber keinen Gebrauch, da sie inzwischen einen Witwer geheiratet hatte und dessen vier in die Ehe mitgebrachten Kinder sowie dazu noch vier eigene aufzog.

Als sie ohne universitäre Ausbildung als Ärztin zu praktizieren begann, wurde sie von den anderen Ärzten ihres Wohnortes angefeindet. In der Schrift «Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten», wehrte sie sich 1742 ebenso scharfsinnig wie ironisch gegen die Vorwürfe des Dilettantismus und die gegen die Frauenbildung vorgebrachten Argumente. 1747 übernahm sie die Praxis ihres verstorbenen Vaters. Als sie von anderen Ärzten wegen «medicinischer Pfuscherey» angezeigt wurde, entschloss sie sich, kurz nach der Geburt ihres vierten Kindes, als nunmehr 39-Jährige die Promotion nachzuholen. 1754 reichte sie ihre Dissertation ein und bestand danach mit grossem Erfolg das Promotionsexamen. Die erste deutsche Ärztin mit einer universitären Ausbildung führte danach neben ihrer Praxis auch weiterhin ihren Haushalt und kümmerte sich um die Erziehung der Kinder.<sup>129</sup>

Mary Wollstonecraft,<sup>130</sup> die als Tochter eines Webers und Landwirtes auf die Welt kam, konnte keine gute Schulbildung geniessen, war aber ihr ganzes Leben bestrebt, möglichst viel zu lernen. Sie übte praktisch alle Berufe aus, die die damalige Gesellschaft einer gebildeten, aber mittellosen Frau ermöglichte. 1792 schrieb sie während eines Aufenthaltes im revolutionären Frankreich ihr aus heutiger Sicht interessantestes Werk: «A Vindication of the Rights of Woman». Wollstonecraft machte in ihrer Schrift klar, dass Frauen nicht geboren, sondern gemacht werden und sie zudem durch eine Verschwörung der Männer zu trivialen und wertlosen Geschöpfen heranwachsen, die unfähig

seien, tüchtige Mütter, Ehefrauen und Witwen zu werden. Hätten die Mädchen die gleichen Bildungschancen und Karriereaussichten wie die Knaben, wären sie als Frauen ebenso rational denkend und stark wie die Männer. Falsch und irrational sei auch, auf unterschiedliche Formen von Tugend bei Mann und Frau zu insistieren.<sup>131</sup>

Die wohl bedeutendste feministische Schrift des 18.Jahrhunderts wurde 1791, mitten in den Wirren und Umwälzungen der Französischen Revolution, von der Theaterschriftstellerin und Schauspielerin Olympe de Gouges,<sup>132</sup> verfasst. Sie war eine von vielen Frauen, welche die 1789 neu eröffneten Möglichkeiten der Freiheit und des Systemumbruchs benutzten, um die Beseitigung von Missständen zu fordern, welche die Frauen beschränkten und bedrückten; aber während

128 Dorothea Christiane Erxleben (1715–1762). Tochter des Arztes Chr. P. Leporin, der im preussischen Sachsen-Anhalt praktizierte. 1742 Heirat mit dem verwitweten Stadtdiakon Joh. Chr. Erxleben.

129 Niemeyer, 288–292. Margrid Reitzammer: Dorothea Christiane Erxleben: «Ich urteile, dass auch Frauenpersonen nach Gelehrsamkeit trachten sollten ...». In: Bubenik/Schalz, 194–213. Tschopp, 12. [http://de.wikipedia.org/wiki/Dorothea\\_Christiane\\_Erxleben](http://de.wikipedia.org/wiki/Dorothea_Christiane_Erxleben) (Aug. 2011).

130 Mary Wollstonecraft (1759–1797). Engl. Schriftstellerin, Übersetzerin u. feminist. Philosophin irischer Abstammung. 1778/79 Gesellschafterin, danach, zusammen mit ihren Schwestern, Gründung einer Privatschule in London, die bis 1786 existierte. Fortan vorab als Schriftstellerin, Übersetzerin u. Rezensentin tätig. 1790 unglückliche Liebe zum bereits verheirateten Schweizer Maler und Schriftsteller Johann Heinrich Füssli. 1795 Selbstmordversuch nach einer weiteren unglücklichen Liebe. 1797 Heirat und Tod infolge Kindbettfieber. Hufton, 610–613 u. 621–624. [http://de.wikipedia.org/wiki/Mary\\_Wollstonecraft](http://de.wikipedia.org/wiki/Mary_Wollstonecraft) (Aug. 2011).

131 Hufton (1998), 603 u. 611–612.

132 Olympe de Gouges (1748–1793). Autorin von Theaterstücken, Romanen u. polit. Schriften, feminist. Menschenrechts-Philosophin. Geboren als Marie Gouze, Tochter eines Metzgers in Montauban im Languedoc. Ihr biolog. Vater war ein junger Marquis, der seinen „Bastard“ weder anerkannte noch unterstützte. Gegen ihren Willen wird sie als 17-Jährige verheiratet. 1766 Geburt eines Sohnes u. Tod des Gatten. Die Witwe zieht zu ihrer Schwester nach Paris, wo es ihr lange Zeit grosse Mühe kostet, Französisch zu sprechen. 1785 erstes öffentl. Hervortreten als Autorin unter dem Künstlernamen O. d. G. Ihre Theaterstücke provozierten teils Skandale (z. B. weil sie die Sklaverei in den Kolonien kritisierte), hatten teils auch Erfolg. Bock (2009), 1–11. Hufton (1998), 620–621 u. 648. [www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/olympe-de-gouges](http://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/olympe-de-gouges) (Biographie von Hannelore Schröder. Aug. 2011)

die Mehrzahl der Frauen allein die Befreiung von geschlechtsspezifischen Nachteilen forderte, wie etwa die Abschaffung des Mitgiftsystems oder bessere Bildungschancen, forderte eine kleinere Anzahl weitergehende Reformen im sozialen und politischen Bereich. Zu diesen gehörte Olympe de Gouges, die im Sommer 1791, als die Nationalversammlung die neue Verfassung verabschiedete und an deren Anfang die «Déclaration des droits de l'homme et du citoyen» von 1789 stellte, die geniale und nicht minder mutige Idee hatte, dieser Menschen- und Bürgerrechtserklärung eine sich vom Originaltext nur wenig und dennoch in entscheidender Weise unterscheidende «Déclaration des droits de la femme et de la citoyenne» entgegenzustellen.

«De Gouges' Werk über die Rechte der Frauen», schreibt Gisela Bock, «ist eine grundlegende Kritik an der Erklärung der Menschenrechte von 1789, ausserdem eine Ergänzung und vor allem ein Gegenentwurf; auf provokative Weise wird das Dokument von 1789 formal imitiert – im Pathos der Präambel und in den berühmten siebzehn Artikeln –, um diese inhaltlich in einer damals unerhörten Alternative aufzusprengen: als Herausforderung an die Männerwelt, aber auch an Frauen und als Forderung nach zivilen und politischen Rechten für Frauen. Zu Recht gilt der Text als ein Schlüsseldokument in der Geschichte der Frauen, der Frauenbewegung und des feministischen Denkens; darüber hinaus kann er auch als ein Schlüsseldokument des modernen politischen Denkens überhaupt gelten.»<sup>133</sup> Bock betont zudem, dass es ungeachtet des Titels nicht nur um Frauen, sondern auch um Männer geht: «Denn zum einen stellt die Verwendung von ‹homme› im Sinn von ‹Mann› die Universalität der Erklärung von 1789 in Frage, und zum andern wird ihr eine wahrhafte Universalität entgegengesetzt, indem das Subjekt der Rechte durch die Integration der Frauen pluralisiert wird.»<sup>134</sup>

Obwohl sie die Frauenrechtserklärung drucken und verteilen liess, unter anderem an die Nationalversammlung und die Königin, blieb deren Wirkung auf die Männer wie auch die Frauen damals bescheiden. Noch erstaunlicher als diese weitgehende Wirkungslosigkeit ist die Tatsache, dass dieses fundamentale Menschenrechtsdokument bis in die Zeit der Frauenrechtsbewegung in den 60er bis 80er Jahren des 20. Jahrhunderts weitgehend aus dem kollektiven Gedächtnis der westlichen Welt verschwand.<sup>135</sup> Symptomatisch dafür – und heute kaum mehr nachvollziehbar – ist etwa das Faktum, dass Albert Soboul, Professor an der Pariser Sorbonne und Direktor



Olympe de Gouges (1748–1793). – Ölbild von Alexander Kucharsky (1741–1819).

des «Institut d'Histoire de la Révolution française», in seiner 1962 erstmals erschienenen, sechshundertseitigen Revolutionsgeschichte<sup>136</sup> Olympe de Gouges mit keinem Wort erwähnt.

De Gouges blieb nach der Veröffentlichung der Frauenrechtserklärung weiterhin politisch aktiv, allerdings immer mehr zum Missfallen der inzwischen an die Macht gelangten Jakobiner. Im Juli 1793 wurde sie verhaftet. Den Vorwand dazu lieferte das Plakat «Die drei Urnen oder das Wohl des Vaterlandes», das sie anschlagen lassen wollte. Auf diesem kritisierte die den Girondisten Nahestehende das Regime und schlug eine direkte Volksabstimmung über die künftige Regierungsform vor. Auch im Gefängnis war sie weiter politisch tätig, schrieb Briefe und Plakatexte, erhielt aber weder Antwort noch Hilfe. Im November fand der Prozess vor dem Revolutionstribunal statt. Die Beteuerungen, dass sie immer nur das Wohl des Vaterlandes im Sinn

133 (2009), 1.

134 (2009), 7.

135 Siehe dazu Bock (2009), 3–6.

136 «Précis de l'histoire de la révolution française». Erste deutsche Ausgabe 1973 unter dem Titel «Die Grosse Französische Revolution».

gehört habe, nützten ihr nichts. Angeklagt der Wiedererrichtung einer Macht, die die Volkssouveränität angreift, wurde Olympe de Gouges durch einstimmigen Beschluss der Geschworenen zum Tode verurteilt und hingerichtet – genau hundert Jahre nach der Veröffentlichung der «Rose der Freyheit».

Inwieweit auch ihr Eintreten für Frauenrechte eine Rolle bei ihrer Verurteilung spielte, wird unterschiedlich beurteilt. So ist etwa Olwen Hufton der Meinung, dass de Gouges' Sturz teilweise sogar durch werktätige Frauen herbeigeführt wurde, die nicht einsahen, welche Relevanz bürgerliche Rechte für sie haben sollten.<sup>137</sup> Gisela Bock, die die Ursachen für die Verurteilung in erster Linie in der Kritik an der zentralistischen und terroristischen Politik von Robespierre ortet, weist gleichwohl darauf hin, dass das Prozess- und Hinrichtungsprotokoll als Begründung angab, dass sie ein «Staatsmann» sein wollte und «die Tugenden vergessen hat, die ihrem Geschlecht anzustehen.» Und fügt an: «Am Ende waren es Frauen – Sansculottinnen, die «tricoteuses» –, die mitleidlos ihrer Hinrichtung applaudierten.»<sup>138</sup>

### 1.3 Die liberal-feministische Radikalität der «Rose der Freyheit»

Der Versuch, Camillas im Jahre 1693 gedruckte Streitschrift in ihren bezeichnendsten Aussagen zu resümieren, wird nicht durch einen Mangel an markanten und zugleich charakteristischen Inhalten erschwert, wie das bei Publikationen aus der Barockzeit verschiedentlich der Fall ist, sondern im Gegenteil durch eine Vielzahl von erstaunlich scharf geschliffenen, an Prägnanz kaum zu überbietenden Passagen. Etwas vereinfacht wird eine Zusammenfassung der Kernaussagen dafür durch den Umstand, dass die abgehandelte Thematik nicht uferlos ist, sondern auf den hundert Druckseiten um einige wenige zentrale Ideen kreist: die vehemente Forderung nach Freiheit sowie rationalem Denken und Handeln, sodann die Anwendung dieser fundamentalen Postulate der frühen Aufklärung auf das konkrete Verhältnis der Geschlechter im Alltag, insbesondere in Zusammenhang mit der Ehe und der Frauenbildung.

Zunächst indessen noch zwei etymologische Bemerkungen zur Titelseite der Druckschrift. Der Titel «Die ungepfückte und stetsbeglückte Rose der unschätzbarer Freyheit» ist ohne Zweifel metaphorisch zu interpretieren. «Rose» ist Synonym zu «Freiheit»; und diese Freiheit, die stets beglückt, ist noch «ungepfückt», das

heisst, man ist noch nicht in ihrem Besitz. Der Untertitel lautet: «In den edlesten Gemüthsgarten vergnügungsbegirriger Nymfen mit neuen Gründen eingepflanzt, zu zeitvertreiblicher Belustigung entworfen.» Verfasst ist demnach die Druckschrift zum Zeitvertreib und zur Belustigung von vergnügungsbegierigen Nymphen. Man könnte nun auf die Idee kommen, dass das Ganze nur als Spass zu betrachten sei, als Satire, die unterhalten und die Zeit vertreiben wolle – und läge mit dieser Interpretation recht falsch. «Vergnügen» und «Belustigung» bedeuten im 17. Jahrhundert nicht ganz dasselbe wie heute. «Vergnügen» hatte vor 300 Jahren noch nicht den heute oft hedonistischen Beigeschmack; vielmehr war es etwas, das Behagen und Wohlgefallen erweckte oder ganz einfach Freude bereitete. Noch grösser ist der Bedeutungsunterschied beim Wort «Belustigung». Was heute semiotisch in Richtung «lustig» und «zum Lachen bringen» geht, hatte damals vielmehr die Bedeutung von etwas «Kurzweiligem», «einer seelischen Erquickung» oder einer «Aufheiterung». Ebenso wenig wie Hortensia von Salis daran dachte, die Leute mit ihren «Conversations-Gesprächen» zum Lachen zu bringen, als sie auf dem Titelblatt formulierte «zu gemeiner und eigener Belustigung», hatte auch Camilla mit der «Belustigung» die Absicht, etwas «Lustiges» zu schreiben.<sup>139</sup> Beide Damen verfolgten mit ihren Schriften ganz klar ernsthafte Ziele, die es allerdings auf möglichst kurzweiligem Wege zu erreichen galt.

Wie es zum Verfassen dieser radikal-liberalen und feministischen Druckschrift kam, teilt Camilla den Lesern gleich zu Beginn des Vorwortes mit. Zur Erholung auf einem Landgut weilend, wird sie von Freunden besucht. Man spielt und diskutiert; dabei erhitzten sich die Gemüter. Camilla echauffiert sich über einen Herrn, der seine Autorität über seine Gemahlin derart unangenehm demonstriert, «daß sie kein Wort sagen könnte, welches nicht durch eine rigoureuse Tadel-Hechel gezogen wurde.» Camillas Eingreifen zugunsten der Frau führt dazu, dass der Ehegatte erst recht in Fahrt kommt und den

137 (1998), 624.

138 (2009), 10.

139 Als weiteres Beispiel für den Gebrauch des Wortes «Belustigung» sei die 1729 von Johann David Köhler wöchentlich in Nürnberg herausgegebene «Münz-Belustigung» genannt, welche über verschiedene Geldsorten orientierte. [http://de.wikipedia.org/wiki/Johann\\_David\\_Köhler](http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_David_Köhler) (Aug. 2011). Widmer (2003/1), 27, ist allerdings der Meinung, dass Hortensia mit den «Conversations-Gesprächen» nicht die Absicht hatte zu belehren, während Wyss (22) gerade diese Absicht hervorhebt.

Frauen keine Würde zuerkennen will als die, welche aus der Verbindung «mit dem vollkommen Geschlecht, so er für das seinige hielte», entspringt. Camilla setzt dem die weibliche Neigung zum Verzicht auf den Ehestand entgegen. Unterstützung erhält sie in ihrer Gegenwehr von Freundinnen, die sie ihre Schutzgöttinnen nennt und die wahrscheinlich mit den beiden Damen identisch sind, denen die Schrift gewidmet ist.

«Der Nebel der Ungerechtigkeit wird nicht eher vertrieben als durch die auffsteigende Sonnen-Strahlen der Klugheit» schreibt Camilla anschliessend und ist sich dabei bewusst, dass sie sich mit dem offenen Vertreten ihrer Meinung kaum Freunde erwerben wird. Im Gegenteil: «Neid, Zorn und Argwohn dörften als ein dicker Hagel auff mich Unschuldige zu wärreren.» Und wenn sie die Frauen über das Unrecht, das ihnen die Männer seit jeher antun, aufkläre, sei die Konsequenz, dass sie sich den Männern gegenüber «zum Preiß ihres Hasses dargebe.» Bewusst ist sich Camilla auch, dass nicht alle Frauen ihren Wunsch teilen, dem Verstand den Vorrang zu geben. «Aber wie schwehr gehet es doch zu, denenjenigen Weißheit einzuschwätzen, die keine Begird darnach haben», klagt sie und vertritt dann die Meinung, zu mehr Wissen sei nur jenen zu raten, welche das Verlangen dazu in sich trügen. Ein kluger Rat, denn seit der Antike weiss man von Frauen, die sich im engen Korsett der Konventionen und Traditionen, insbesondere der frauenfeindlichen, unwohl fühlten und selbstbestimmt ihr Leben gestalten wollten, während die meisten anderen ihre Diskriminierung gott- und schicksalergeben hinnahmen. Unwillkürliche wird man dabei an Immanuel Kant erinnert, der 1784 beklagt, dass «der bei weitem grösste Teil der Menschen (darunter das ganze schöne Geschlecht) den Schritt zur Mündigkeit» nicht wage, sei es aus Faulheit, Feigheit und wegen den «Vormündern, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben.» Und er meint weiter: «Es ist so bequem, unmündig zu sein.»<sup>140</sup> Camilla, das steht fest, gehörte nicht zu diesen Unmündigen.

Wenden wir uns nun zunächst der Freiheit zu, die auf dem Titelblatt in den grössten der verwendeten Druckbuchstaben in Erscheinung tritt und als alles dominierende Leitidee auf vielen Seiten der Streitschrift direkt als Wort oder dann als in Meinungen und Ideen inhärent greifbar ist. Camillas Text beginnt nach dem Vorwort mit einem Satz, der paradigmatisch für Sinn und Inhalt der ganzen Arbeit stehen kann: «Wann die Weißheit in dem Menschen von Anfang seines Lebens oder wenigst nur in den nöthigsten Zufällen am Ruder

sässe und selbige nach Erforderung ihrer eignen Glückseligkeit regierte, würden vil sich der Ketten ihrer Slavery nicht beklagen, eh sie einmal /die/ Vortrefflichkeit der Freyheit genossen.»

Die «Liebe der Freyheit» sei Tier und Mensch von der Natur eingepflanzt, ist ebenfalls bereits auf der ersten Seite zu lesen, und gleich anschliessend meint die Autorin: «Dises edle Gut ist über Gold und Silber, hingegen deren Verlust dem Tod gleich.»<sup>141</sup> Wie sehr ihr – notabene fast hundert Jahre vor der Französischen Revolution und genau hundert Jahre vor der Erklärung Rechte der Frau durch Olympe de Gouges – der Freiheitsbegriff wichtig war, zeigt eine Textstelle, in der sie, die obige Bekundung gleichsam paraphrasierend, schreibt: «Die Begird der Freyheit ist in einem verständigen Gemüth grösser als die Begird zu leben. Es ist das allerköstlichste Erden-Gut. Die Menschen sind von Natur dazu erbohren ... Die edleste Freyheit bestehet darinn, daß man nach gesunder Vernunft zu leben wisse. Wo man disse verliehret, so verliehret man alles.»<sup>142</sup> Und eines ist sonnenklar: Die Freiheit ist nicht nur «den Männeren, sondern auch den Weiberen anerboren.»<sup>143</sup>

Die beiden Schlüsselbegriffe «Freiheit» und «Vernunft», denen man im Text dutzendfach begegnet, werden ein letztes Mal am Textende, einem finalen Credo gleich, zusammengeführt: «In Summa: Gott hat dem Menschen die Vernunft gegeben, daß er sich deren zu allen Zeiten, in allen Ständen gebrauche und diese mit den moralischen und politischen Tugenden vereinige. Er selbsten hat gesagt: Es werde Liecht, und nicht Finsternuß. Dises gehet in der Freyheit am hellesten auff ...»<sup>144</sup>

Für Camilla besteht kein Zweifel: Die Vernunft ist eine Gabe Gottes, die allen Menschen zukommt. Ebenso evident ist dementsprechend, dass diejenigen Ärzte irren, die der Meinung sind, «daß das weibliche Geschlecht, weil es kalter und feuchter Natur, keine grosse Spitzfindigkeit erwecken, viel weniger zu hohem Verstand und berühmten Wissenschaften gelangen könne.»<sup>145</sup> Welchen eminenten Stellenwert für sie die Vernunft hat, zeigt sich exemplarisch an ihrer Überzeugung, die Liebe sei am allerbeständigsten, wenn sie «mit Vernunft

140 Aus: Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?

141 Rose der Freyheit, 2.

142 9.

143 10.

144 99.

145 29.

# Herz Schwäger- und Brüderliche Glückwünschung

Auf das Hochzeitliche Ehren Fest

Des

Wol-Edel gehörnen/ Gestrengen/ Ehren- und Männesten Herren/

# Serren Johann Guler

Von Weineck zu Malans. Hauptmanns c.

Mit Der

Wol-Edel gehörnen viel Eh- und Zugendreichen Jungfrauen/

# Fr. Ursina Mennhardin

Des Wol-Edel gehörnen/ und gestrengen Herren

## Herren Johann Ulrich Mennhards S. Weiland des Raths/ und obersten Kunstmeisters der loblichen Statt Chur / ehelicher Tochter.

Den Tag Februarij, des 1685. Jahrs zu Malans gehalten.

I.

A. JOANNES GULERUS.

Per Anagramma.

En Virgo en Salus!

B. URSSINA MÆNHARTA,

Per Anagramma.

En Vir: Iana Martha.

Explicatio.

Obile Par: Rhaetorum gloria lausque decusque:  
GULERE Nobilissime.  
Tu pariter MENNARDORum de Stemmate nata  
URSSINA Nobilissima:  
In Thalamum cum jam ducat vosfautor & Author  
Connubij primus Deus:  
Virtutes, doles, bona, dona, & stemmata vestra  
Levare nolo Laudibus:  
Cùm passim verè jam sint ea cognita cunctis,  
Et ipsa cuncti concinant.  
Sed celebrabo püs thalamum de pectori Votis,  
Quæ vestra præbent Nomina.  
GULERUS visu MENNARDAR dixit aperie:  
En Virgo! dixit; En falsus!  
GuLERO viso pariter MENNARDAR reges fiefi  
En Vir: & eius Martha Sun*j*  
Sit, GULERE, Tibi haec Virgo pax vera, salusque!  
MENNARDAR Virgo Nobilis,  
GULERO semper niancas pia tanaque Martha;  
Sis Martha, vel Maria sis!  
MENNARDÆ pariter GULERER diserte vicissim  
foliatum sis et falsus!

II.

Johannes Guler

und

Ursina Mennhart/

sagen durch Verwechsl-

lung der Buchstaben/

Nun (kommen) Jaar/ Sonn/

Rath/ Rum/ Segen/ und Heil!

Ertähnung.



Ann dann jez in Gottes Nammen  
Dß Hoch- Edel Ehren- Par  
In den Ehstand tritt zusammen/  
Da anfanget dieses Jahr:

Wann Her: Guler führet hin  
Seine Jungfrau Mennhartin  
Difer zeit auf ihrer Eette  
In Sein Eh- und Ehren- bette

2.

Als wil ich zu diser Stunde/  
Da Ich bin an fröndem Ort/  
Rüffen so mit Herz und Munde:  
Nun wol an o höchster Hort.  
Höchster Gott und Himmels Herr/  
Glück und Heil darzu bescher!  
Glück beschehe diesem Pare!  
Und es jederzeit bewahre!

3.

Lasse kommen auf genaden  
Über dieses Edel- Par  
Rum/ und Chr mit Gut beladen!  
Rath und That! gesunde Jahr!  
Fried und ruhwe/ Licht und Sonn!  
Langes Leben Lust und wonn  
Freud und Heil und allen Segen  
So viel Tropfstein bringe der Regen

4.

Leibes/Früchte/Pfand der Liebe!  
Alles Guts zu Seel und Leib;  
Nichtes Ihre Eh betrübe  
Alles voller heil verbleib!  
Was Sie wünschen/komme her!  
Was Sie scheuen/ fliehe fehr!  
Das und anders wol Gott geben/  
Und hernach das ewig Leben!

Also

Müncher auf gründ seines  
Schwager/ und Brüderlichen  
Hertens

Andreas Mennhard

Policies Studioſus.

Johann Guler.

Durch Umstellung der Buchstaben:  
Da ist die Jungfrau, da ist das Heil!

Ursina Mennhardin.

Durch Umstellung der Buchstaben:  
Da ist der Mann, gesunde Martha!

Erklärung.

Ein vornehmes Paar: der Räter Ruhm, Verherrlichung und Zier:

Vornehmster Guler.

Du auf gleiche Weise dem Stammbaum der Mennhard entstammend

Vornehmste Ursina:

Wenn nun ins Hochzeitsgemach euch führt der erste Gönner und Stifter

Der Ehe, Gott:

Tugenden, Mitgift, Güter, Gaben und eure Stammbäume

Will ich nicht mit Lobreden hervorheben:

Da dies wahrhaft überall schon allen bekannt ist,

Und alle gerade das besingen.

Aber ich werde die Ehe verherrlichen von Herzen mit Segenswünschen,

die eure Namen nahelegen.

Nachdem Guler die Mennhard erblickt hatte, sagte er offenherzig:

Da ist die Jungfrau! Sagte er. Da ist das Heil!

Nachdem die Mennhard den Guler erblickt hatte, erwiderte sie auf gleiche Weise:

Da ist der Mann; und ich bin seine Martha;

Sei dir, Guler, diese Jungfrau wahrer Friede und Heil!

Vornehme Jungfrau Mennhard,

bleibe für Guler immer die tugendhafte und gesunde Martha;

seist du nun Martha oder seist du Maria!

Für die Mennhard wiederum sei du, beredter Guler, auf gleiche Weise

Trost und Heil!

**Die Verherrlichung der Ehe – ein Gegenstück zu Camillas Ehebild. – Zwei Hochzeitsgedichte von Andreas Menhart für Johann Guler von Wyneck und Ursina Menhart, 1685. (Das lateinische Gedicht Nr. I wurde freundlicherweise von Gian Andrea Caduff ins Deutsche übersetzt.)**

geföhret wird.»<sup>146</sup> An anderer Stelle äussert sich Camilla zum Zeitpunkt, bei welchem «die Vernunfft anfangt, sich der Sinnen zu bemeistern» – und man fragt sich unwillkürlich: Ist es feministische Überzeugung oder ganz einfach maliziös, wenn sie schreibt, dass dies «bey dem männlichen Geschlecht in dem 24. Alters Jahr, bey dem weiblichen aber fröhlest in dem 20. geschehen kann?» Dann seien junge Menschen fähig, «das Gold von dem Eysen, die Perlen von dem Gras und die allerköstlichste Libertät von der Sclavery» zu unterscheiden.<sup>147</sup>

Zu glauben, dass Frauen ebenso vernunftbegabt seien wie Männer, ist das eine; noch zu behaupten, dass

diese Vernunft bei Frauen zeitlich deutlich früher einsetze als bei Männern, war zweifellos für die weitaus meisten männlichen Wesen schlichtweg Hybris. Doch dies ist nur einer der Pfeile, die Camilla in ihrem Köcher hatte, um das Verhalten der Männer den Frauen gegenüber in scharfer und oft auch spürbar empörter Weise zu kritisieren.

Bereits auf Seite zwei ihres Pamphlets wirft sie den Männern vor, «durch eine angebohrne Tiraney sich

146 50.

147 16.

nicht allein der Weiberen Freyheit, sondern auch ihres Willens von allzeit hero [=her] sich zu bemeisteren suchen, und wann sie dasselbige erhalten, belachen sie ihr Elend und machen ihre Leichtgläubigkeit so verächtlich ruchtbar, daß dahero guten Theils das Frauen-Zimmer in das allerschlimste Concept kommet und die grösste Verachtung sich von diesen Betriegeren auff den Halß ziehet.»<sup>148</sup>

Kurz danach heisst es: «Allein die Anzahl der Bösen und Verkehrten ist so groß und hingegen der Guten so klein, daß auch diese in jennen schier nicht zu sehen sind, und wann es die Wollfahrt oder Freyheit des Lebens, so die Weibsbilder allein in dem ledigen Stand geniessen könnten, betrifft, wolte ich ihnen rathe, den Besten nicht zu trauen.»<sup>149</sup> In dieselbe Kerbe schlägt die Autorin, wenn sie in Abwandlung einer antiken griechischen Metapher formuliert, «man könne von den keuschen<sup>150</sup> Männeren sagen, was jener von den guten Königen, daß ihre Namen in einem kleinen Ring Platz hätten.»<sup>151</sup>

Hochmut führt dazu, dass «viel Männer meynen, weil sie am Verstand und Wissenschafft ihre Weiber weit übertreffen, sie auch durch viel Arbeit, Mühe und Schweiß diese ernehren, haben sie daher alles Recht, mit ihnen umzugehen nach ihrem Belieben und sie zu verachten billiche Ursach» haben.<sup>152</sup>

Das Herabwürdigen und Demütigen der Frau wird im Text vielfach, sei es in Randbemerkungen oder in ausführlicher Form, thematisiert. Einige wenige, teils auf den wesentlichen Kern gekürzte Beispiele mögen zur Illustration genügen. Dabei ist interessant zu verfolgen, wie Camilla die Unterwerfung der Frau unter den Willen des Mannes auf Bibelworte zurückführt, deren Autorität sie, sei es aus Opportunitätsgründen oder echter Frömmigkeit, weder hier noch anderswo direkt kritisiert, doch stets bemüht ist, die entsprechenden Bibelstellen geschickt zu relativieren oder dann auch auf andere, frauenfreundlichere Bibelstellen hinzuweisen, so dass am Schluss auch ein Umkehrschluss möglich ist.

«Wir haben durch die Erst- und Erb-Sünd auch das Vorrecht aller Schwachheiten erkaufft, dahero wir auch das schwächere Gefäß genennet werden. Alles Elend, alle Gebrechen kommen von uns, und sind wir die, so auch das vollkommenere Geschöpf zu seinem Verderben gelocket. ... Wir haben dadurch Gottes, Menschen und Engeln Zorn erregt und unser Geschlecht so verächtlich vor der Welt gemacht, daß wir auch bis jetzund für rechte Compendia [=Lehrbücher] des Elends angesehen werden.» Das die von Camilla ironisierte Fremdsicht auf die

Frauen. Daran schliesst sich unmittelbar die ebenfalls theologisch untermauerte Verteidungslinie an. «Unser Gott aber hat in dem gebenedeyten Weibes-Saamen uns zu seinen Freundinen wiederum angenommen und uns zu Miterben seines Reichs gemacht. Ja, in der Zeit seines Fleisches auff Erden genug gewisen, daß ihm die Gesellschaft diser Hertzens-Dienerinnen nicht zu wider. Er als der Allwissende wuste wol, daß der Weiber Einfalt besser taugte zu der wahren Gottseligkeit als der Männer Arglistigkeit. Ihre Weichhertzigkeit macht sie am allertauglichsten zu diser Himmels-Liebe, von welcher sie weder Recht noch Todt trennen kan.»<sup>153</sup> Danach spricht sie von den drei Marien, die unter dem Kreuz stehen blieben, auch als die Felsen erzitterten und die Männer davonliefen – und wirft mit diesem kurzen Satz die ganze, sich auf Kraft und Mut gründende Hierarchie der Geschlechter über den Haufen.

Gnadenlos formuliert Camilla etwas später: «Ist irgend ein Gifft, so die Feinde des weiblichen Geschlechts nicht ausspeyen? Werden wir nicht von Vielen der Seligkeit unfähig gemacht? Epiphanius gedencket etlicher Ketzeren, welche vorgegeben, die Weiber seyen des Teuffels Geschöpff. Die Tatianer und Severianer machten es nicht viel besser. Andere haben gesagt, die Weiber seyen keine Menschen. Phocglides und seine Consorten haben unser Geschlecht den Hunden, Schweinen, Pferdten und Imen [=Bienen] verglichen. Ein gewisser Mönch hat allezeit diese Wort bey der Taufe eines Mägdeleins gesprochen: Nur getäufft und bald ersäufft; ist aber endlich An. 1505 in dem ihne [=ibn] ein Schwindel auff der Elb-Bruken ankommen, in das Wasser hinunter gefallen und selbst ersoffen. War also dieses die rechte Laug [=Lauge] auff disen Kopff.»<sup>154</sup> In diesen Worten manifestiert sich ein wahrhaft heiliger Zorn, und man verspürt geradezu die Genugtuung über das Schicksal des misogyinen Mönchs.

Tröstlich ist es zu wissen, «daß Christus kommen ist zu erlösen, was schlecht, was einfältig und veracht in der Welt ist.» Das weibliche Geschlecht scheint

148 2–3.

149 3. Vgl. dazu paraphrasierend 23–24.

150 «Keusch» hatte damals ein weit grösseres Bedeutungsfeld als heute und hiess: sittsam, tugendhaft, moralisch rein, der christlichen Lehre entsprechend.

151 70.

152 48.

153 25–26.

154 28.

geradezu prädestiniert für diese Gnade, denn: «Nun wissen wir wol, daß nichts Verächtlicher auff der Welt als die Weiber. Sie gemahnen mich an die Sterne, so die Sternkundiger auff der Milchstraß (welche ein heller Strich von unzehlich viel Sternen, die so klein, daß sie nicht observiert werden können und daher auch keine Namen haben) antreffen. Wir sind auch die, so in der Welt keine oder doch so ungeheure Namen haben, daß wir deren gern überal entbehrten. Aber was ist uns an der Menschen Boßheit gelegen? Wann wir nur rechte Sternen sind, so wollen wir mit großmühtiger Verachtung alles übergehen.»<sup>155</sup>

Ein weiterer Pfeil ist damit aus Camillas Köcher gezogen und treffsicher in Richtung Männerwelt losgedrückt; doch der Pfeile sind noch mehr und sind noch spitzer, wenn sie schreibt, dass die Männer «stehen dabey immer auff der Wacht und bilden ihnen [=sich] ein, so bald die Weiber sie an Witz übersteigen, gebrauchen sie sich derselben, die Authorität ihrer Gebieteren zu verschnellen, und ihr Hochmuth werde sich ihren Beherschen nicht mehr underwerffen. Praesentieren in dem Spiegel ihrer Phantasie ein falsches Gesicht und meynen, sie werden von der Weiber List betrogen, bis sie Röcke vor Hosen austauschen.» Aha, das Weib, das die Hosen anhat; eine Metapher, die durch die Mode-trends seit einem halben Jahrhundert ihrer ursprünglichen Bedeutung beraubt wurde, früher aber als abschreckendes Sprachbild für die Macht usurpation der Frau galt. Wie wenig Camilla auch bei solchen Aussagen in ein stures feministischen Denken verfällt und die Welt sozial schlachtweg umpolen möchte, zeigt sich im Anschlussatz an das obige Zitat: «Aber wann sie der Vernunft Gehör geben, wurden sie weit anderst schliessen und mit Kettenen zu sich ziehen, was sie mit Füssen wegstossen.»<sup>156</sup> Ein Zeugnis von Konzilianz, wie sie im Text immer wieder anzutreffen ist, zumeist verbunden mit dem Gedanken, dass die Vernunft manches zum Besseren lenken könnte.

Metaphern wie die oberwähnte durchziehen den gesamten Text in üppigster, für den barocken Schreibstil indessen sehr typischer Weise. Ab und an interpretiert Camilla einen sprachlichen Ausdruck auch auf eine eigene und eigenwillige Weise. So etwa, wenn sie meint, dass Frauen «den Namen Frauenzimmer bekommen, weil sie der Kammer hüten und nicht weiter gehen dörffen, als ihnen ihre Gefängnus erlaubet.»<sup>157</sup> Auch Vergleiche können metaphorisch sein und gelegentlich sehr drastisch ausfallen, etwa wenn sie formuliert: «Viel Männer halten davor, sie dörffen seyn wie die Teuffel,

die Weiber aber müssen Engel bleiben.»<sup>158</sup> Die Schlange steht in der Bibel für Falschheit und Verführung; und verführen liess sich bekanntlich nicht Adam, sondern seine Gespielin Eva. Doch man kann die ganze Sache auch umkehren, und dann findet sich Adam urplötzlich in Evas Rolle wieder. So etwa, wenn Camilla schreibt: «Wie oft sehen sich die Weiber von denen die Händ küssen [=geküsst], die ihnen nachgehends dieselbige gern abbeissen wurden, die die treffeste Reverenz machen, als Knecht und Diener sich in allem zu erweisen, sie Göttinnen, Engel, Sonnen, einige Schätz und Hertz nennen, ja, über die Himmel erheben, die sie doch nach der Zeit kaum auff Erden leiden können, sie schlimmer als die Mägde halten, diese schöne Namen an die Aller-Satyrische auswechseln. Alsdann wird ihre Freud zerschmetteret, wie das Eysen unter dem Hammer, ihre Schwachheiten durchgezogen wie der Flachs durch die Hechel, ihre Gedult geängstiget, wie die Häring in der Thonnen, ihre Gesundheit verquetscht, wie die Trauben under der Preß, ihr Willen gemarteret, wie der Lumpen under dem Stampff, ihre Hoffnung zerriben, wie Farb under dem Reibstein. In Summa: Sie werden überal von aller irdischen Glückseligkeit geläuteret und gescheiden in dem Kolben der Ehe, wie das Gold von dem Kalch. Dieses ist der Zustand der meisten, so ihre Freyheit verkauffen und widerfahrt es den Tugendhafften öfters.»<sup>159</sup>

Angesichts ihres Männerbildes und der schonungslosen Kritik am männlichen Verhalten gegenüber Frauen erstaunt es nicht, dass Camilla keine Lust verspürte, sich zu verheiraten. Hingegen erstaunt die Vehemenz, ja oftmals geradezu Verbissenheit und Wut, in der die Ablehnung der Verehelichung erfolgt. Wenn man bedenkt, dass die Ehe seit der Reformationszeit und zumindest bis zum Ende des Ancien Régime als gottgewollte, geheilige Institution galt, die für ein Frauenleben in ganz zentraler Weise sinnstiftend war, kann man ermessen, wie radikal Camilla am Ende des 17. Jahrhunderts gegen die strikten gesellschaftlichen Konventionen ihrer Zeit anschreibt. Bereits im Vorwort gibt sie eine desillusionierende Definition der ehelichen Verbindung: «Der Ehstand ist ins gemein ein Beutel-Sack, welcher das Mähl [=Mehl] durchwirfft und die Kleyen

155 27.

156 31–32.

157 45.

158 61.

159 60–61



**Selbstporträt der 13-jährigen Anna Waser (1678–1714). Als malende Frau stand die Zürcherin im Spannungsfeld zwischen ihrer künstlerischen Berufung und der Erwartungshaltung ihres bürgerlichen Umfeldes an die Rolle der Frau.**

behaltet und werden die gesünder bleiben, die sich von dem Ersteren nehren und das Andere fahren lassen.»<sup>160</sup> An anderer Stelle wählt sie wiederum eine Metapher, um ihrer diesbezüglichen Abneigung Ausdruck zu geben: «Der Ehestand ist ein Wagner, so Gold und Perlen ligen laßt und Eysen ziehet.»<sup>161</sup> Und ein weiteres Sprachbild drückt in ebenso prägnanter Form die Vorteile des ledig Bleibens gegenüber den Nachteilen des Heiratens aus: «Der Ehestand hat nichts als Angel und Strick, der ledige aber Scepter und Cronen.»<sup>162</sup>

Nicht akzeptabel ist für Camilla, dass «unsere Herren und Obere ... uns zu Slavinnen ihres Willens machen», denn «ist doch gewiß, daß wo man in der Ehe ruhig leben will, müssen wir unseren Willen vergessen und den Willen und Weiß [=Weisungen] unserer Männer annemmen. ... Wer einen Mann nimmet, ist nicht mehr sein selbst, sonder verkauft seine Freyheit.»<sup>163</sup> Dem setzt Camilla die Vorteile des Eheverzichts entgegen: «In dem ledigen Stand kan man keusch,<sup>164</sup> rein, leicht von allen Welt Anhängigkeiten [=Abhängigkeiten] seyn: Der Hauptzweck, um dessen willen diser Stand vor allen anderen geliebet und gehandhabet werden

sol!»<sup>165</sup> Und zum Beweis dafür, dass auch der ledige Stand gottgefällig ist, wird der Apostel Paulus zitiert.<sup>166</sup>

Ist denn niemandem zur Heirat zu raten, und kann es keine glücklichen Ehen geben? Was das erstere betrifft, vertritt die Autorin die Meinung, dass diejenigen heiraten sollten, die nicht «die Gnade der Enthaltung haben.» Denn, so fährt sie fort: «Wer dise elende Begird als Sporen in der Haut empfindet, thut an jenem wol, Übleres zu verhüten.» In ungestüm moralisierender Art, die für diese Schrift ansonsten untypisch ist, fügt sie an: «Doch ist mir leid vor solche, daß sie einer erdichtenen Wollust nicht mit mehrerer Macht widerstehen und vernünfftig erwegen, daß sie nur ihre falsche Gedanken dahin wenden, mit einer güldenen Gabel Mist zu schöpfen.»<sup>167</sup> Von Sexualität ist im übrigen Text nur an einer weiteren Stelle ebenso explizit die Rede: «Es ist ja nichts liebers, als dem Trieb seiner Begirden zu folgen und nichts schwerers, als dieselbige zu hinderhalten, die von dem Pöbel ins gemein hertzhaft genennet werden.»<sup>168</sup> Auch die hier zum Ausdruck kommende elitäre Attitüde ist in ihrer Art singulär.

Was die Frage nach der Möglichkeit von glücklichen Ehen betrifft, meint Camilla: «Der Ehestand kan zwar seyn ein herrlicher Stand und eine Abbildung des allergrösten Guts. Er ist einigen ein guldenes Band, so die Tugend zusammen hefftet, die Hertzen vereiniget, die Sinnlichkeiten bezauberet, den Geist befriediget, die Vernunft schärffet, das Gedechtnus erfrischet, das Creutz versüßet, den Mangel durch Völle ersetzet, das Verlangen der Hertzen erfülltet, die Forcht vertreibt, die Unruh verstöret, das Misstrauen verbannet, die Feindschafft verflucht; in Summa: Ich glaube nicht, daß irgend edlere Früchte zu ergwinnen wären, als eben die an dem Baum mitten in dem Paradyß unsers Lebens wachsen.» Ein grossartiges Ideal, das von Camilla aber sogleich relativiert wird durch die Feststellung, dass es so wäre, «wann wir nur uns selbsten den Genuss nicht verbitterten.» Deshalb sei es so, «daß dise am seligsten bleiben, die dise herrliche Früchte nur von aussen

160 XVII.

161 4.

162 73.

163 24.

164 Siehe Anm. 150.

165 21.

166 20-21. Siehe dazu auch 4.

167 6.

168 13-14-

anschauen und nit darmit sich zu sättigen verlangen, massen [=da] die Gewonheit mitgibt, daß, was ganz ungemein geliebet, auch mit der Zeit beeckelt wird.»<sup>169</sup>

Dezidiert wendet sich Camilla gegen frühe Heiraten: «Wie viel elende, kranckne und arbeitselige Weiber hat die frühe Verheurahtung gemacht? Durch welche sie sich selbst, ihre Männer und die Kinder, so von ihnen gezeuget, und ihrer Mütter kränckliche Natur angeerbet, verderbt und zu Grund gerichtet ...»<sup>170</sup> Eine wesentliche Schuld an frühen Heiraten wird den Müttern zugewiesen, die «so närrisch wegen ihren Töchteren, daß sie sich nur gar zu frühe düncken lasset, es wolle sich nicht schicken mit ihrer Jungfrauen, weil sie mannbar ist, in ihren Concepthen zu verweilen, offt ehe sie einmal weißt, die Unschuld ihrer Kindheit zu begreiffen.»<sup>171</sup>

Immer und immer wieder stimmt Camilla das Hohelied des freien, ledigen Lebens an. Dabei ist sie trotz aller Vorbehalte und Kritik aber keine prinzipielle Männerfeindin oder gar -hasserin. Sie rühmt die Freundschaft als eine der herrlichsten Tugenden, hebt hervor, «daß man mehr Freyheit in dem ledigen Stand geniesse in Erwehlung der Freunden» und merkt an, dass man es bei Begegnungen im Freundeskreis dann nicht mit der Eifersucht der Männer zu tun bekomme, die «under der Tugend-Decke anzihende Laster vermuthen.»<sup>172</sup>

Um aber auf Augenhöhe Freunden begegnen zu können, um nicht einem fremden Willen unterworfen zu sein und ein möglichst selbstbestimmtes Leben führen zu können, war Bildung für Frauen zu allen Zeiten eine unerlässliche Voraussetzung. Für Camilla ist dieser Sachverhalt evident, weshalb sie auch wiederholt die Notwendigkeit der Frauenbildung betont und insbesondere die Zulassung zur wissenschaftlichen Bildung fordert. Frauen, meint sie, seien tüchtig und geschickt genug zur Erlernung der freien Künste und aller hohen Wissenschaften, wenn man ihnen nur den Weg dazu nicht abschneiden würde. Aber: «Wo können gute und natürliche Neigungen wurcken, wann sie von der Quell daraus die Weisheit geschöpft wird, abgetrieben werden? Werden sie nicht von Jugend auff durch die Tyranny ihrer Mutteren und wann sie von denen kommen, von ihren Männeren selbst also darvon abgezogen, daß sie der allervollkommnesten Gaben, zu denen sie erkoren, niemal geniessen können. Bey jenen lernen sie die Finger und bey disen die Gedult üben; die Sinne aber bleiben im Staub ligen. Ihr Glück ist offtmal so groß, daß sie under der Herrschafft derjenigen gerathen, die ihnen nicht mehr Klugheit anvertrauen, als den Underscheid zwischen ihres Manns Rock und

Hemd machen zu können ...» Vor klugen Frauen aber sind die Männer auf der Hut, aus Furcht davor, dass ihre Autorität in Frage gestellt werden könnte, dass sie «von der Weiber List betrogen» werden könnten, dass sie – horribile dictu! – «Röcke vor Hosen austauschen.» Würden sie indessen der Vernunft Gehör schenken, würden sie zu anderen Schlüssen kommen und – wie bereits einmal zitiert – «mit Kettenen zu sich ziehen, was sie mit Füssen wegstossen.»<sup>173</sup>

Als grosses Hindernis stellte sich Frauen, die sich im 17.Jahrhundert mit Wissenschaften befassen wollten, auch die Sprache entgegen, in der die Bücher geschrieben waren. «Das ist gewiß, daß die Weiber niemal mit Grund von den schwersten Sachen werden reden können, wann sie nicht der lateinischen Sprach erfahren, wiewol von sonsten meynen sollte, die Weisheit könnte alle Sprachen reden.» Die damals üblichen Möglichkeiten der Mädchen- und Frauenbildung werden von Camilla sehr gering geschätzt: «Indessen aber ist das, was man uns in der Jugend underweiset, so nichts und das, was wir aus uns selbst begreiffen, so unvollkommen, daß, wo wir mit disen Flüglen allein fliegen wollen, die Reputation unsers Geists mehr ersäufft als in den Himmel gezogen wird.» Und selbstbewusst fügt sie hinzu: «Mir mangelt so wol Demuth als Muth hierzu.»<sup>174</sup>

Von grosser Klugheit der Autorin zeugt letztlich auch die folgende Textstelle: «Die Kunst ist nicht, viel [zu] wissen, viel [zu] können, viel auswendig gelernet zu haben, sondern das vortrefflichste bestehet darinn, daß wir aus allem, so wir gelernet, gehört und selbst sagen können, ein gut Urtheil ziehen, welches uns als das Aug in allen Wegen leuchten und führen könne.»<sup>175</sup>

169 85–86.

170 92–93.

171 17.

172 79–80.

173 31–32.

174 76. «Muth» ist hier wohl am ehesten in der alten Bedeutung eines heftigen Verlangens zu verstehen.

175 36.



Hortensia von Salis  
(1659–1715). – Ölbild.

## 2. Die Autorin und ihr Umfeld

### 2.1 Die beiden in der Widmung genannten Bündnerinnen: *Hortensia von Salis und Anna Elisabeth Menhart*

Der Text der «Rose der Freyheit» lässt nur ganz wenige Rückschlüsse auf die sich hinter dem Pseudonym «Camilla» verborgende Person zu. Ebenso gering ist die Anzahl der Hinweise, die eine auch nur vage Verortung

einzelner Textstellen ermöglicht. Dank der Angabe des Druckjahres ist die zeitliche Einordnung der Streitschrift eindeutig, und dank der gedruckten Widmung ist glücklicherweise auch die personale und räumliche Zuordnung des Umfeldes der «Camilla» einigermassen fassbar. Durch Hortensia von Salis, verwitwete Gugelberg von Moos, und Anna Elisabeth Menhart, den beiden Damen, denen die «Rose der Freyheit» gewidmet wurde, ist ein klarer Bezug zu Graubünden gegeben.

Die Möglichkeiten einer biographischen Annäherung an diese beiden Bündnerinnen sind im Falle der Erstgenannten einigermassen zufriedenstellend, im Falle

Christine Mohr (geb. 1671).

– Trotz Halskette, Ring und rotem Brustbesatz ein geradezu asketisches Gegenbild zum Portrait von Hortensia von Salis in ihrem eng geschnürten blauen Brokatkleid mit reichem Spitzenbesatz und bauschigen Ärmeln, nackten Unterarmen und vielerlei Schmuckstücken. –

Ölbild, 1693.



der Zweiten indessen sehr schwierig. Bei ihr erweist es sich einmal mehr, dass Frauen in der damaligen Zeit, von wenigen Ausnahmen abgesehen, kaum in noch vorhandenen Urkunden, Briefen oder anderen Papieren in Erscheinung treten und damit weitgehend geschichtslos bleiben. Bei Hortensia von Salis sind nebst ihren Schriften nur wenige Briefe von ihr oder an sie noch erhalten;<sup>176</sup> darüber hinaus sind zeitgenössische Belege ihres Lebens und Wirkens, trotz der für eine Frau ihrer Zeit atypischen wissenschaftlichen Tätigkeit, dünn gesät. Zwar gibt es seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eine ganze Reihe von kleineren und grösseren Publikationen über

sie,<sup>177</sup> doch, wenn man von Maja Widmers Einleitung zu den drei Schriften von Hortensia absieht, waren die

176 Siehe dazu Widmer (2003/1), 11–12, 15–16 u. 55.

177 Friedrich Manatschal: Hort. Gugelberg v. Moos. Vortrag in der HAGG am 5.12.1893. Abgedruckt in: Der freie Rätor, Nrn 292–297, 1893. Emma Graf, 1918 (s. Bibliographie). Lili Frey, 1920 (s. Bibl.). Betty Wehrli-Knobel: Hort. Gugelberg v. Moos v. Salis. In: Bedeutende Bündner aus fünf Jahrhunderten, Bd 1, Chur 1970, 218–221. Christine Nöthiger-Strahm, 1991 (s. Bibl.). Regula Wyss, 1994 (s. Bibl.). Maja Widmer, 2003 (s. Bibl.).

heute geläufigen Fakten zur ihrem Leben bereits in der Mitte des letzten Jahrhunderts bekannt.

Hortensia von Salis kam 1659 als erstes von elf Kindern<sup>178</sup> ihres Vaters Gubert<sup>179</sup> zur Welt. Die ersten sieben Kinder hatten Ursula von Salis<sup>180</sup> zur Mutter, die 1675 erst 38-jährig starb; die restlichen vier stammten aus der zweiten Ehe ihres Vaters mit Jakobe von Buol. Ursulas Mutter war die Tochter von Hortensia von Salis, geborene Gugelberg von Moos und von Karl von Salis, dem jüngeren Bruder des Feldmarschalls in französischen Diensten Ulysses von Salis-Marschlins. Über Hortensias Jugendzeit in Maienfeld ist sehr wenig bekannt. Es ist aber anzunehmen, dass sie nach dem frühen Tod ihrer Mutter, trotz späterer Zweitehe ihres Vaters<sup>181</sup> und sicherlich vorhandenen Bediensteten, sich bei der Erziehung ihrer Geschwister engagieren musste. Zudem kann mit grosser Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass Hortensia in jungen Jahren eine enge Beziehung zu ihrer Grossmutter gleichen Namens<sup>182</sup> hatte. Diese starb 1675, im gleichen Jahr wie ihre Mutter. In der Leichenpredigt für die Grossmutter heisst es, sie habe «die Artzney wider ein jede Kranckheit gewüsst, köstliche Recepten und Mittel gehabt und sie ohne Unterschied jederman umsonst gegeben, darum ihr Hauss gar fein hette mögen eine freye Apoteck genennet werden.»<sup>183</sup> Hortensias Grossmutter hatte demnach dieselben Interessen und Kenntnisse wie später ihre Enkelin. Es darf deshalb angenommen werden, dass sich Hortensia viel Wissen und Können bereits im Jugentalter bei ihrer Grossmutter im Maienfelder «Marschallhaus» aneignen konnte. Da sie offenbar auch ein gutes Einvernehmen mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter hatte,<sup>184</sup> ist weiter anzunehmen, dass diese beiden ihrem Wissensdurst nicht zu enge Grenzen zogen.

1682 heiratete die 23-jährige Hortensia ihren Maienfelder Vetter Rudolf Gugelberg von Moos,<sup>185</sup> der damals Leutnant in französischen Diensten war. Wie viele Kinder Hortensia zur Welt brachte, ist unsicher. In der Literatur wird von mehreren gesprochen, nachgewiesen ist indessen nur die Tochter Elisabeth, die mit vier Jahren starb.<sup>186</sup> Verbürgt ist dagegen, dass Hortensia, als ihr Gatte 1692 in der Schlacht bei Steenkerken starb, kinderlos zurückblieb. Auch wo das Ehepaar und nach dem Tode Rudolfs die Witwe wohnte, ist nicht sicher bekannt. Als Wohnsitz des Ehepaars kommt am ehesten das «Untere Gugelberghaus» in Frage, als Witwendomizil ebenso dieses oder dann das Haus ihres Vaters.<sup>187</sup>

Wann Hortensia mit ihren autodidaktischen Studien in verschiedenen wissenschaftlichen Bereichen begann,

weiss man nicht; doch da die ältesten noch erhaltenen Briefe von ihr aus dem Jahre 1692 stammen, kann angenommen werden, dass sie sich ihre Bildung vorwiegend im Jugentalter sowie im Witwenstand aneignete. Nebst dem Wissen in Kräuterheilkunde konnte sie bei ihrer Grossmutter vermutlich auch Bibelkenntnisse erwerben. Im Elternhaus war ihr sicherlich Elementarunterricht zuteil geworden, und wahrscheinlich konnte sie auch vom Privatunterricht ihrer vier jüngeren Brüder aus der ersten Ehe des Vaters profitieren. Zu den genannten Möglichkeiten des Erwerbs von Wissen kamen als weitere fundamentale Voraussetzungen noch ihre Motivation, ihr Talent und ihre Intelligenz hinzu.

Im Laufe der Jahre erwarb sich Hortensia jedenfalls ein für eine Frau der damaligen Zeit außerordentliches Wissen in den Bereichen Botanik, Medizin, Theologie, Philosophie und Geologie. Selbstbewusst und mutig wusste sie dieses Wissen im bäuerlich geprägten Alltag ihres kleinen Städtchens sowie in schweizweit geführten gelehrten Diskursen auch anzuwenden. Im Maienfelder Alltag war sie erfolgreich als Heilkundige tätig; neben ausgezeichneten Kenntnissen in der Kräuterheilkunde

178 ST Salis 14/61–71.

179 Gubert v. Salis (1638–1710). 1667 in Maienfeld eingebürgert. Stadtvogt von Maienfeld, Bundslandammann, 1701–1703 Commissari. ST Salis 14/56. Collenberg, 68.

180 Ursula v. Salis (1637–1675). ST Salis 10/136. Frey (8) gibt an, dass sie 1675 bei der Geburt des 13. Kindes starb.

181 Gubert heiratete 1684 Jakobe von Buol, die Witwe von Paul Jenatsch, des durch Suizid aus dem Leben geschiedenen Sohnes von Georg Jenatsch. Widmer (2003, Hortensia), 14–15. Freys Angabe (8), dass Hortensias Mutter 1675 bei der Geburt des 13. Kindes starb, kann nicht verifiziert werden.

182 Siehe Anm. 78.

183 Capretz, Pancratz: Christliche Leichpredigt ... [für] Hortensia v. Salis, 1675. Zit. nach Wyss, 21 u. Widmer (2003/1), 16–17.

184 Frey, 22.

185 Rudolf Gugelberg von Moos (1658–1682). Sohn des Landeshptm. u. Maienfelder Stadtvoths Joh. Lucius, der 1654 Schloss Salenegg kaufte u. der Margarete Catarina v. Salis-Zizers. Ausbildung zum Cavalier am Hof des Kurfürsten von der Pfalz. 1677 franz. Leutnant. Starb 1692 als franz. Hptm. im Pfälzischen Erbfolgekrieg in der Schlacht von Steenkerken. ST Gugelberg u. ST Salis 17/8.

186 Widmer (2003/1), 14.

187 Siehe dazu Widmer (2003/1), 14. Gemäss Frey (17) erbte Hortensias Gatte nach dem Tod seiner Schweigerin das sog. «untere Haus» (heute Haus Kunz-Schnell), das dem «Marschallhaus» gegenüber, an der Strasse nach Fläsch liegt. Hier habe auch Hortensia bis zu ihrem Tod gelebt. S. auch: Kunstmäär durch die Schweiz, Bd 1, Ausgabe 1971, 147.

verfügte sie offenbar auch über ein grosses anatomisches Wissen. Ob sie auch obduziert hat, wie in der Literatur verschiedentlich angemerkt wird, lässt sich nicht erhäusern. Es wäre für eine Frau in jener Zeit etwas ganz besonders Unerhörtes und Ungehöriges gewesen! Die Diskussionen und Dispute führte sie mittels Briefen, ihren Schriften und wohl auch in direkten Gesprächen mit ihren Freunden und Gegnern. Zu den ersten gehörten mehrere namhafte Gelehrte, so Johann Heinrich Heidegger,<sup>188</sup> Johann Jakob Scheuchzer,<sup>189</sup> Johann Heinrich Schweizer,<sup>190</sup> Gotthard Heidegger<sup>191</sup> und Theodor Zwinger.<sup>192</sup> Es ist geradezu symptomatisch für die Geringsschätzung der Frauenkorrespondenzen, dass selbst im Falle der schon damals viel gerühmten Hortensia von Salis nur ein kleiner Teil davon aufbewahrt und katalogisiert wurde.<sup>193</sup>

Hortensias heutiger Bekanntheitsgrad innerhalb der Schweiz beruht auf ihren beiden Schriften «Glaubens-Rechenschafft» und «Conversations-Gespräche». <sup>194</sup> Im erstgenannten, 1695 publizierten Werk weist sie sich in einer Antwort auf eine von einem «Pfäfflein» gegen die protestantische Konfession gerichtete Polemik als ausserordentlich gute Kennerin der Bibel aus. Als engagierte Reformierte entgegnet sie in einer «gradlinigen, derben» Sprache, mit «konfessionell kämpferischem Unterton» dem «unflätig Pfaff», der mit der Zusendung seines Schreibens offenbar die Hoffnung verbunden hatte, sie wieder in den Schoss der katholischen Kirche zurückführen zu können. Entrüstet über den Inhalt des Antwortschreibens und ganz besonders über die Tat-sache, dass eine Frau sich anmasste, in theologischen Fragen das Wort zu ergreifen, nannte der Priester sie in seiner Antwort eine «falsche Schlange». Es folgte darauf wieder eine geharnischte Antwort von Hortensia.<sup>195</sup>

Das Pamphlet wurde vom Zürcher Theologen Johann Heinrich Schweizer gemäss seinen Angaben ohne Hortensias Wissen anonym publiziert,<sup>196</sup> als «Glaubens-Rechenschafft einer hochadelichen, reformiert-evangelischen Dame». Es erregte in gelehrten Kreisen einiges Aufsehen, wobei das eigentliche Skandalon, wie Maja Widmer schreibt, nicht der Inhalt war, sondern die weibliche Autorschaft.<sup>197</sup> Von protestantischer Seite erhielt sie allerdings auch positive Reaktionen, wie die Lobgedichte in der zweiten Auflage zeigen.<sup>198</sup> Für unsere Thematik interessanter als der Konfessionsstreit ist der der zweiten Auflage hinzugefügten Anhang, in dem Hortensia noch im gleichen Jahr 1695 auf den Vorwurf, dass eine Frau es wagt, in Glaubenssachen mitzureden, reagiert. Was immer sie als Frau mache, es sei falsch. Wenn sie schreibe,

was sie von gelehrten Theologen erfahren habe, würde der Priester, dem sie antworte, sie eine «einfältige Dau-be» nennen, die sich leicht verführen lasse; und wenn sie, wie sie das gemacht habe, selbst den Glauben in der Bibel erforsche, sei sie eine «zu kluge Schlange ... deren

---

<sup>188</sup> Joh. Hch. Heidegger (1633–1698). Studium der Theologie in Zürich u. Marburg. 1659 Prof. in Burgsteinfurt (Westfalen). 1667 Prof. für Exegese u. Dogmatik in Zürich. Massvoll orthodox, mit Tendenz zum aufgeklärten Denken. 1675 mit der Abfassung der helvetischen Consensusformel betraut. BBKL-online, HLS-online

<sup>189</sup> Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733). 1694 Promotion zum Dr. med. in Utrecht. 1695 Stadtarzt von Zürich. 1704 Mitglied der Royal Society in London, die seine naturwiss. Publikationen finanziell unterstützte. 1710 Mathematikprof. am Zürcher Carolinum. 1712 lehnte er das Angebot ab, Leibarzt des russ. Zaren Peter des Grossen zu werden. Bestieg bereits 1694 die Rigi, den Pilatus und andere Voralpengipfel. Publikation von Reiseberichten und Karten sowie naturphilosoph. und naturwiss. Büchern. Die Korr. mit Hortensia v. S. lässt sich nur durch Kopien seiner Briefe dokumentieren. HLS-online.

<sup>190</sup> Joh. Hch. Schweizer (1646–1705). 1665–1667 Prof. für Griechisch in Hanau; dann Pfarrer in Birmensdorf. 1705 Prof. für Griechisch, Chorherr, erster Pfarrer u. kurfürstl. Kirchenrat in Heidelberg. Verfasser zahlreicher theolog. Schriften. HBLS VI, 284, Nr. 8.

<sup>191</sup> Gotthard Heidegger (1666–1711). Geboren in Stein a. Rh. Studium der Theologie in Zürich. 1688 Heirat mit Rosina Zollikofer aus St. Gallen. 1689 Pfr in St. Margrethen. Als Folge einer Kontroverse, die er mit einer Streitschrift gegen die Kapuziner auslöste, Wechsel nach Rorbas. 1705 bis zu seinem Tod Inspektor des Alumnats in Zürich. Überregionale Bed. errang er durch sein Buch «Mythoscopia Romantica: oder Discours von den sogenannten Romans», einer grossangelegten Kritik am Barockroman als Gattung. Hitzig, 1–4 u. [http://de.wikipedia.org/wiki/Gotthard\\_Heidegger](http://de.wikipedia.org/wiki/Gotthard_Heidegger). (Aug. 2011)

<sup>192</sup> Theodor Zwinger (1658–1724). Basler Medizin-Prof. für Anatomie und Botanik (1703–1711) u. für prakt. Medizin (1711–1724). Rektor der Univ. (1704 u. 1711). Berufungen nach Berlin, Kassel u. Leyden schlug er aus. Schöpfer des Begriffs «Pädiatrie» («Paedojatreja practica», 1722; ergänzt durch ein auf das Kind abgestimmtes Arzneibuch). Seine erfolgreichste Publikation war der «Sicherer und geschwinder Arzt oder Vollständiges Arneyebuch». Z. galt als einer der bedeutendsten Ärzte seiner Zeit. HBLS VII, 778–779, Nr. 7. [www.saez.ch/pdf/2001/2001-05-006.PDF](http://www.saez.ch/pdf/2001/2001-05-006.PDF) (Aug. 2011).

<sup>193</sup> Siehe dazu Wyss, 22 u. Widmer (2003/1), 15–17.

<sup>194</sup> Beide abgedruckt in: Widmer (2003/1).

<sup>195</sup> Nöthiger, 11–12.

<sup>196</sup> Zur Frage, ob Hortensia von der Drucklegung wusste, s. Widmer (2003/2), 278–279.

<sup>197</sup> (2003/1), 20.

<sup>198</sup> Widmer (2003/1), 193–199.

die Weiber spotten». Dann erklärt sie sich einerseits einverstanden damit, dass die Frauen «den Männernen unterhänig seyn sollen», «daß der Mann das Haubt des Weibs seyn solle» sowie auch damit, «daß sie nicht lehren sollen in der Gemeind»,<sup>199</sup> um andererseits anhand von zahlreichen Bibelstellen aber auch den Beweis anzutreten, dass Frauen individuelle Rechte sowie das Recht auf Meinungsäusserung in Glaubenssachen hätten. Am Beispiel zahlreicher biblischer Frauengestalten demonstriert sie des Weiteren, dass Gelehrtheit sehr wohl auch zu den Frauen passe.<sup>200</sup> Wenn Emma Graf Hortensia von Salis bereits 1918 als «erste Vorläuferin der schweizerischen Frauenbewegung» bezeichnet<sup>201</sup> und Christine Nöthiger sie 1991 eine «feministische Theologin» nennt,<sup>202</sup> so hat dies in erster Linie mit diesem Antwortschreiben an den sie kritisierenden Priester zu tun, das der zweiten Auflage der «Glaubens-Rechenschaft» beigefügt wurde.

In ihrer zweiten Publikation, den 1696 erschienenen «Conversations-Gesprächen», ist die Verfasserin viel weniger polemisch, und das Verhältnis der Geschlechter spielt eine eher marginale Rolle. Eingebettet in eine Rahmenerzählung schildert Hortensia in den «Conversations» genannten Gesprächen Begebenheiten aus dem Leben der Zenobia,<sup>203</sup> in der unschwer ein Alter Ego der Autorin zu erkennen ist. Während in der «Glaubens-Rechenschaft» ganz eindeutig die Theologie im Mittelpunkt steht, öffnet sich nun in dieser zweiten Schrift ein weiter Fächer von Themen. Gleich zu Beginn ist von Topographischem und Balneologischem die Rede, dann in buntem Wechsel von Philosophie, Gott, Soziologie, Literatur, Medizin und Geologie, aber auch von Alltäglichem, wie dem Tee-, Schokolade- und Kaffeetrinken, der Haushaltung, Kindererziehung oder Verhütung von Krankheiten und Krankenpflege. Was nun die Textstellen betrifft, in denen von den Beziehungen der Geschlechter die Rede ist, lässt Hortensia die Nebenfiguren vom allgemeinen Mangel an Liebe, Aufrichtigkeit und Vertraulichkeit in der Gesellschaft sprechen,<sup>204</sup> von den grossen Anforderungen, die an die Ehe- und Hausfrau sowie Mutter gestellt werden,<sup>205</sup> und von der Falschheit «der Cavallieren» im Umgang mit «dem Frauenzimmer».<sup>206</sup> Zenobia selbst warnt an einer Stelle klar vor unbedachten Verheiratungen. Wenn ein Mann eine Frau zu heiraten begehre, «so ist vonnöthen, daß wir daß Absehen eines solchen Galants genau, mit aller Fürsichtigkeit erforschen. Niemand liebet das Frauenzimmer ohne Ursach. Diese aber ist nicht allezeit die Person selber und dero Tugend, sonder gemeinlich etwas anders.

Wann nur diese Ursach, die den Cavalliers im besten bekant ist, mit Veränderung der Zeit sich verloren oder die lange Geniessung einerley Delicatesse einen Ekel samt einer Begird nach neuen Leckerbißlein erweket oder nicht alles nach gefasster Hoffnung bestellet ist oder endlich ein resolviertes [=entschlüsseltes] Frauenzimmer die im Anfang verzükerte und verguldete Pillulen der Knechtschafft nicht mehr einschluken will oder kan, alßdann hat die Cavallierische, grosse und schöne Liebes-Figur bald ein anderes, klägliches Gesicht.»<sup>207</sup>

Im Sommer 1715 starb Hortensia von Salis und wurde in Maienfeld beigesetzt. Dank dem Umstand, dass ihre Leichenpredigt vorhanden ist, besteht die Möglichkeit zu eruieren, in welchem Masse ihr Name in der Predigt sowie in den Trauergedichten mit ihren für eine Frau der damaligen Zeit doch ganz ausserordentlichen Tätigkeiten konnotiert wurde. Das Resultat ist eindeutig. In der Predigt des Maienfelder Pfarrers Martin Anosi, die 18 Druckseiten umfasst, ist nur einmal davon die Rede: «Ich könnte ferner allhier rühmen ihre ungemeine Erkantnuß in theologischen, philosophischen, medicinalischen und anderen Wissenschaften.» Danach rechtfertigt er sich dafür, dass er nicht mehr dazu sagt, mit den Worten: «Allein dieses alles umständlich und der Gebühr nach aufzuführen, gehe ich mit Stillschweigen über, theils weil solches alles der ganzen Welt bekannt, und wurde meine stammlende Zunge ihren bekannten Ruhm mehr verdunklen als bekannt machen ...»<sup>208</sup> Dafür wimmelt es in Anosis Predigt von die Verstorbene charakterisierenden Wörtern, die quasi standardmäßig und ritualisierend bei Beerdigungen von Frauen in der Kirche zu hören waren. Das bei weitem meist verwendete Adjektiv ist «tugendhaft». In der Predigt und den Trauergedichten erscheint dieses Adjektiv mit

<sup>199</sup> Ebd., 119.

<sup>200</sup> Ebd., 25–26.

<sup>201</sup> Widmer (2003/1), 92.

<sup>202</sup> Ebd., 10.

<sup>203</sup> Zenobia war im 3. Jh. n. Chr. nach der Ermordung ihres Gatten Herrscherin im syrischen Reich von Palmyra, dessen Grenzen sie um Ägypten und grosse Teile Kleinasiens erweiterte. Seit 271 wurde sie vom röm. Kaiser Aurelian bekämpft, mehrfach besiegt und schliesslich gefangen genommen. Auf Aurelians Weisung hin verbrachte sie den Rest ihres Lebens in Italien.

<sup>204</sup> Ebd., 134.

<sup>205</sup> Ebd., 138

<sup>206</sup> Ebd., 148.

<sup>207</sup> Ebd., 150.

<sup>208</sup> Ebd., 17.

den Abwandlungen «tugendreich» und «tugendbegabt» über zwanzig Mal. Mit etwelchem zahlenmässigen Abstand folgen die Wörter «fromm», «gläubig» und «keusch». Das Adjektiv «klug» kommt hingegen auf allen Seiten nur zweimal vor; die Wörter «gescheit», «gelehrt», «hochgelehrt» und «fromm-lehrt» finden sich je einmal.

Von den Autoren der 20 aufgeföhrten Trauergedichte geht nur ein knappes Drittel, zudem in meist sehr kurzer Form auf Hortensias wissenschaftliche und publizistische Tätigkeit ein. Pfarrer Rudolf Waser aus Bischofszell spricht von der «weit verrühmte Dam, der'n hohen Ehren Namen längst die geleherte Welt in Gold hat eingeseetzt.»<sup>209</sup> Johann Heinrich Tschudi aus Glarus röhmt, dass bei Hortensia «Gottesforcht und G'lehrsamkeit sich fein zusammen küssen,»<sup>210</sup> und einer, der nur mit den Initialen R.R. in Erscheinung tritt, meint: «Jhr Geist noch weiter stieg; er schwunge sich empor mit seinem edlen Trieb zu g'lehrt'sten Männer Chor.»<sup>211</sup> Am eingehendsten nehmen Diakon Fäsi und vor allem der Basler Professor Theodor Zwinger auf die wissenschaftliche Betätigung Bezug. Fäsi charakterisiert die Tote als «vortrefflich von Verstand, von hohem Geist und Gmüth, mit aller Wissenschafft, zum Wunder unser Zeit, erfüllt und berühmt bey Glehrten weit und breit.»<sup>212</sup> Zwinger, der das wohl dramatischste Gedicht geschrieben hat, beklagt, «daß das gantze Rhaetien verleurt die Muitterschooß all seiner Gratien», und pathetisch ruft er aus: «Hortensia ist todt, daß Landes Ruhm und Zierde, des edlen Stammes Liecht, daß Geschlechtes Cron und Würde! Hortensia ist hin, Apollos Priesterin, der Künsten Meisterin, die zehnde Kunst-Göttin.» Dann besingt er ihr grosses Wissen und weist dabei darauf hin, dass sie Cicero und Plato, Descartes und viele andere Autoren sowie natürlich auch die Bibel «im Hertzen-Schrein geheg; diß alles war ihr kund; verborgen war ihr nichts auf diesem Erden-Rund.»<sup>213</sup> Am Rande sei vermerkt, dass in seinem Lobgedicht die Wörter «Tugend» und «Glauben» nur je einmal vorkommen.<sup>214</sup>

Für Anna Elisabeth Menhart ist es noch wesentlich schwieriger als für Hortensia, ein biographisches Portrait zu verfassen. Sie gehört zu jenen Damen aus vornehmem Bürgerhaus, die in Bibliotheken und Archiven nur sehr wenige Spuren hinterlassen haben und nur ab und zu in vorab kirchlichen oder amtlichen Büchern in Zusammenhang mit Geburt und Tod oder Gerichtsakten auftauchen.

Die möglicherweise aus Augsburg stammende Familie Menhart liess sich 1541 in Chur einbürgern und

erreichte dort durch Handelstätigkeit und Ämter im 17. und 18. Jahrhundert beträchtlichen Wohlstand, Ansehen und Einfluss. Am Ende des 17. Jahrhunderts waren die Menhart nach den Salis das zweitreichste Churer Geschlecht. Trotz mehrfacher Verschwägerung kam es gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu einem grossen Erbschaftsstreit zwischen den beiden Familien, bei dem es um die nicht geringe Summe von 50 000 Gulden ging.<sup>215</sup>

Durch Heirat mit Anna Elisabeth von Salis<sup>216</sup> gelang es Johann Luzius Menhart,<sup>217</sup> sich mit der mächtigsten Familie Bündens und erst noch demselben Herrschafter Zweig, aus dem auch Hortensia stammte, zu verschwägern. Anna Elisabeth<sup>218</sup> war Tochter von Hans Luzis Bruder Hans Ulrich.<sup>219</sup> Ein Eintrag im Churer Kirchenbuch besagt, dass sie 1737 als Frau Oberst Saluz, geborene Menhart, im Alter von 77 Jahren starb.<sup>220</sup> Sie war verheiratet mit dem aus dem Unterengadin stammenden Rudolf Anton Saluz, der es in französischen Diensten zum Oberstleutnant brachte und sich als Oberst im Zweiten Villmergerkrieg auszeichnete.<sup>221</sup> Die beiden hatten zumindest drei Kinder, die offenbar alle

---

209 Ebd., 213.

210 Ebd., 220.

211 Ebd., 242.

212 Ebd., 210.

213 Ebd., 224–225.

214 Widmers Beurteilung der Würdigung von Hortensias Gelehrten-tätigkeit in Predigt u. Leichen-Carmina fällt ungleich der hier angebrachten aus. S. Widmer (2003/1), 18 u. (2003/2), 283.

215 Hilfiker, Max: Beharren und Wandel. In: Churer Stadtgeschichte. Chur 1993, 48. Vgl. auch ebd., 41.

216 Anna Elisabeth v. Salis. Tochter des Dynastes v. Aspermont Gubert Albert Dietegen u. der Anna Guler von Wynegg. ST Salis 14/44.

217 Johann Luzius Menhart († 1655). Um die Mitte des 17. Jh. wiederholt Oberzunftmeister; tritt als solcher 1653 auch beim Sturm auf das Kloster St. Nicolai auf. ST Menhart. Valèr, 92. HBLS V, 78, Nr. 3.

218 Anna Elisabeth Menhart (1660–1737). Im handgeschr. Stammbaum der Fam. nicht verzeichnet. Anhand von Einträgen im Taufbuch u. den Kriminalakten als Tochter von Hans Ulrich M. u. Barbara Dorothea v. Brügger identifiziert. Tauff Buch AB III/S 13.02 u. Kriminalakten A II/2.0277.

219 Hans Ulrich Menhart. Stadtvoigt. 1681 u. 1683 Oberstzunftmeister. Aemter-Buch AB III/P 34.089.

220 Register, 252.

221 Rudolf Anton Saluz (um 1656–1720). Von Ftan. In franz. Diensten im Reg. Stuppa, 1677 Major, 1692 Oberstlt. Unterzeichnete 1693 die erste Militärkapitulation zwischen Bünden u. den Niederlanden. HLS online. Register, 171.

bereits im Kindesalter starben.<sup>222</sup> Gemäss einer städtischen Steuer-Schätzung aus dem Jahre 1733 besass die seit 1720 verwitwete Anna Elisabeth mehrere Weingärten und Wiesen, einen Acker, Immobilien und ein ansehnliches Kapital.<sup>223</sup>

Zum Zeitpunkt der Dedikation der «Rose der Freyheit» im Jahre 1693 war Anna Elisabeth Menhart 32 oder 33 Jahre alt und noch unverheiratet; denn im gleichen Jahr hatten sich «Herr Haubtman Salutz und Jungfr. Menhartin» zusammen mit zwei anderen Paaren vor dem Churer Stadtvogteigericht wegen verbotenen Tanzens zu verantworten.<sup>224</sup> Ein weiterer Akteneintrag, der in Zusammenhang mit Anna Elisabeth steht, besagt, dass 1708 eine Magd bei Oberstleutnant Saluz Silber gestohlen haben soll.<sup>225</sup> Ebenfalls um einen aktenkundigen Diebstahl geht es 1736. Damals kam es zum Prozess, weil Anna Elisabeth die ihr verwandte Agnes Planta, geborene Saluz, des Diebstahls bezichtigte.<sup>226</sup>

Büste der antiken Camilla im Sommergarten  
in St. Petersburg.



## 2.2 Wer steckt hinter dem Pseudonym «Camilla»?

Anonyme Veröffentlichungen, mit oder ohne Pseudonym, waren in der Frühen Neuzeit weit verbreitet. Grund dafür, die wirkliche Autorschaft zu verbergen, konnte die Furcht vor Repression oder zumindest vor Imageschädigung sein, aber auch der Hang zum spielerischen Umgang mit Rollen, mit Verhüllungen und Enthüllungen. Verwendete eine Person ein Pseudonym, so erfolgte dessen Wahl in den seltesten Fällen zufällig. Zumeist spiegelt der gewählte Deckname in allegorischer Form eine als besonders wichtig empfundene persönliche Eigenschaft oder Idee wider. Auch das Pseudonym «Camilla» wurde nicht zufällig gewählt, sondern steht für eine Haltung, man könnte auch durchaus sagen, für ein Programm. Camilla, eine Figur aus der römischen Mythologie, tritt uns in Vergils «Aeneis» als Tochter des Volskerkönigs Metabus entgegen. Auf der Flucht vor seinen Feinden kam er zusammen mit seiner kleinen Tochter Camilla zu einem Hochwasser führenden Fluss. In grosser Bedrängnis sah er keinen anderen

222 Getauft wurden: 1696 Hans Ulrich, 1700 Dorothea Agnes, 1701 Hans Ulrich Baltasar. Als ohne Angabe des Vornamens gestorben verzeichnet sind Kinder des Ehepaars 1698, 1700 u. 1702. Tauff Buch, 324, 340 u. 346. Register, 115, 116, 118.

223 Steuerordnung, 50.

224 Die drei Paare tanzten in Masans im Hause von Obristwachtmeister Beeli und wurden zu einer Busse von drei Pfund je Person verurteilt. Valér, 184. Bundi, Martin: Bündner Kriegsdienste in Holland um 1700. Chur 1972. 31, Anm. 19; 36–37, Anm. 25; 40 u. 50–51. Stadtvogt, 1693.

225 Prozess gegen die Magd Catharina Walser, die Prof. Zaff Stoff u. Oberstlt. Saluz Silber gestohlen u. dieses dem Goldschmiedgesellen Martin Renold von Kolmar verkauft hat. 1. Urteil: C. W. soll vom Henker unter Rutschschlägen bis zum Freistein geführt u. lebenslänglich aus der Stadt verbannt werden. 2. Urteil: : C. W. soll vor der Justitia kniend um Verzeihung bitten, für zwei Tage in die Kirchen gesperrt u. anschliessend vom Stadtdiener aus der Stadt geführt u. für 10 Jahre verbannt werden. Kriminalakten A II/2.0146, 1708, 17.–18. Dez.

226 Im Regest zu diesem Gerichtsfall heisst es: «Prozess gegen die verwitwete Hauptmännin Agnes Planta, geb. Saluz von Fetan, die während ihres Aufenthaltes (19.10.1734 – Juli 1735) im Hause ihrer Verwandten, Frau Oberstin Elisabeth Saluz, geb. Menhart, Gold, Schmuck und andere Wertsachen gestohlen hat.» Unter den nicht weniger als 14 Zeugen, die vernommen wurden, befanden sich Angehörige der Menhart, Cleric, Salis und Beeli. Die Busse betrug 1000 Pfund, wurde dann auf 660 Pfund gemindert. Kriminalakten A II/2.0277, 1736, 12. Feb.–14. Apr. 1 Pfund entsprach in Chur 1 1/7 Gulden. HBG 4, 324.

Ausweg, um beider Leben zu retten, als das Kleinkind an seine Lanze zu binden und diese an das andere Ufer zu schleudern, dann sich selbst durch die reissende Flut zu kämpfen. Bevor er dies tat, versprach er der Göttin Diana, seine Tochter ihr zu weihen, sofern diese unverletzt das andere Ufer erreiche. Tatsächlich fand Metabus Camilla wohlbehalten auf der anderen Seite des Flusses wieder. Seinem Versprechen gemäss erzog sie der König zu einer stolzen und wehrhaften Jägerin. Als Aeneas, aus Griechenland kommend, in Italien eindrang, kämpfte Camilla gegen ihn und wurde dabei tödlich verwundet. Der Zorn Dianas traf darauf Camillas Mörder.<sup>227</sup>

Zweifellos gab es bereits vor über 300 Jahren Bemühungen, in Erfahrung zu bringen, wer sich hinter dem Pseudonym «Camilla» verborge; und sicher wussten damals zumindest einzelne Personen, den Schleier zu lüften. Die bisher aufgearbeiteten zeitgenössischen Quellen schweigen sich darüber leider allerdings aus. In neuerer Zeit machte sich Ursula Hitzig in ihrer Mitte des letzten Jahrhunderts publizierten Dissertation über Gotthard Heidegger<sup>228</sup> Gedanken zur getarnten Autorschaft der «Rose der Freyheit». Dies deshalb, weil der 1666 geborene Zürcher Theologe zum illustren Freundeskreis der sieben Jahre älteren Hortensia von Salis gehörte. Zu seinen Freunden zählten im Weitern etliche bekannte Namen, auf die wir bereits in Zusammenhang mit Hortensias Bekanntenkreis gestossen sind, so Johann Heinrich Heidegger, Johann Jakob Scheuchzer, Johann Heinrich Schweizer und Theodor Zwinger.<sup>229</sup> Heidegger betätigte sich in verschiedensten Sparten der Publizistik. In der Streitschrift «Zuchtrute» attackierte er einen Kapuziner; unter dem Pseudonym Winckelriedt verfasste er satyrische Schriften, schmähte in einem Buch den Roman als literarische Gattung und errang sich fachwissenschaftliche Achtung als Herausgeber einer Neuausgabe der «Acerra Philologica» sowie des zeitgeschichtlich-politischen Journals «Mercurius Historicus».<sup>230</sup>

1688 oder 1689 wurde Heidegger Pfarrer in St. Margrethen und blieb dort bis 1697. Das Rheintal verliess er auf eigenen Wunsch, weil er durch eine Schrift mit den Katholiken seiner Gegend in Unfrieden geraten war und sich in der Nähe des Abtes von St. Gallen nicht mehr sicher fühlte.<sup>231</sup> Der Kontakt mit Hortensia von Salis wurde zweifellos in seiner St. Galler Zeit geknüpft, ebenso die offenbar enge Freundschaft mit dem angesehenen St. Galler Bürger Paul Schlumpf und dessen Frau Cleophea Barbara, geborene Schobinger. In einem Hochzeitsgedicht aus dem Jahre 1710 für Paul Schlumpf und dessen zweite Frau, Maria Scherer, ist von einer



GOTTHARDUS HEIDEGGERUS.  
Nat: Lithop: A 1666 El: Past. St. Margreth. A 1688. Past.  
Rorbas. A 1697. In p: C: A. A. 1709. Den: d. 24. Maij 1711.  
*In effigiem meam.*  
Pictus amicorum iuscū sumptuq. videri  
Non peto, quid censor torve, quod agas habes?  
del & sc: A. H. 1733

Gotthard Heidegger (1666–1711).

verstorbenen Camilla die Rede.<sup>232</sup> Ursula Hitzig schliesst daraus, dass die 1709 verstorbene Cleophea Barbara Schlumpf ebenfalls die Camilla der «Rose der Freyheit» sei und die Schrift von ihr mit der Hilfe von Gotthard Heidegger verfasst wurde.<sup>233</sup> Maja Widmer ist in ihrer Beurteilung vorsichtiger, wenn sie zu Cleophea Barbara Schlumpf schreibt: «Unwahrscheinlich ist dies nicht.»<sup>234</sup>

227 Vergil: Aeneis. XI, 532–867.

228 Siehe Anm. 191.

229 Hitzig, 9.

230 [http://de.wikipedia.org/wiki/Gotthard\\_Heidegger](http://de.wikipedia.org/wiki/Gotthard_Heidegger) (Aug. 2011).

231 Hitzig, 2–3.

232 «Ach, der Schmerz will wider toben, wann ich denk: Camilla liegt!» Hitzig, 11.

233 10–11.

234 (2003), 38.

Dieser Formulierung, die alle Möglichkeiten offen lässt, kann ich mich anschliessen. Nicht folgen kann ich hingegen der keinen Zweifel offen lassenden Schlussfolgerung von Hitzig, und deshalb werde ich versuchen, ein paar Fakten und Argumente einzubringen, die auf eine andere Camilla hindeuten könnten.

Zunächst jedoch noch zur vermuteten Rolle Gotthard Heideggers bei der Entstehung der «Rose der Freyheit». Wie Ursula Hitzig und Maja Widmer erscheint es auch mir als unzweifelhaft, dass ein gebildeter Mann diese Schrift mitgeprägt hat. Die Frage ist nur, in welchem Masse dies geschah. Wahrscheinlich in teils erheblichem, denn in Camillas Streitschrift ist noch bedeutend mehr Wissen über die griechische und römische Antike sowie die Bibel hineingeckt als in die Schriften Hortensias. Die Kenntnis der Vielzahl paradigmatisch in den Text eingebauten mythologischen, biblischen oder historischen Vergleiche und Szenerien kann kaum auf autodidaktischem Wege oder durch eine noch so gute Mädchenbildung erworben worden sein. Auch bezüglich Orthographie und Stilistik ist Ähnliches anzunehmen. Wie – um nur ein Beispiel zu nennen – wäre es sonst einer Dame, die es bedauert, kein Latein zu können, möglich, den Namen Thales in den korrekten Ablativ Thalete zu setzen?<sup>235</sup> Dass dieser helfende Mann Heidegger war, erscheint aus vier Gründen plausibel. Zum einen ist dem Text ein einleitendes, von einem «Menecrates» unterzeichnetes Gedicht vorangestellt; und Heidegger hat sich nachweislich mehrfach dieses Pseudonyms bedient.<sup>236</sup> Zweitens pflegte Heidegger offenbar Kontakte zu mehreren Bündner Familien; darauf lässt, nebst seiner Verbindung zu Hortensia von Salis, etwa sein Trauergedicht für Anna Schorsch schliessen.<sup>237</sup> Drittens scheint die «Rose der Freyheit» recht gut zu diesem vielseitig begabten, unkonventionell denkenden und streitbaren Theologen zu passen. Viertens fügte Johann Jakob Bodmer den von ihm 1730 herausgegebenen «Kleinen Schriften» Heideggers die «Rose der Freyheit» unter dem Titel «Lustschrift von den unschätzbaren Vortheilen in dem Jungfernstande. Von Camilla entworffen» bei, weil er vermutete, der Text sei mit Heideggers Hilfe entstanden.<sup>238</sup> Die sich hinter dem Namen Camilla verborgende Dame hatte die Möglichkeit der Aneignung von Bildung sowie das daraus resultierende kämpferische Selbstbewusstsein wohl zumindest teilweise auch einem aufgeklärt denkenden Vater mit zu verdanken. Wie bei Hortensia von Salis ist es undenkbar, dass eine junge Frau sich im oder ausserhalb des Elternhauses Wissen erwerben konnte ohne

das väterliche Einverständnis. Nur schon die Benutzung der hauseigenen Bibliothek bedurfte einer besonderen Erlaubnis, war doch normalerweise der Wäscheschrank der Bücherschrank der Frau. Umso besser für eine junge Dame, wenn noch eine aufgeschlossene Einstellung der Mutter hinzukam. War der Vater für längere Zeit ausser Haus, zum Beispiel als Soldoffizier in Fremden Diensten oder als Inhaber eines Veltliner Amtes, konnte die mütterliche Haltung zu den Wünschen einer jungen Dame noch wesentlich entscheidender sein.

Kein überzeugendes Argument sehe ich dafür, dass der ganze Text von Heidegger nach Ideen von Camilla geschrieben wurde.<sup>239</sup> Ich traue einer wissensdurstigen, begabten und selbstbewussten jungen Dame auch bereits am Ende des 17. Jahrhunderts zu, an diesem Text massgeblich, und zwar nicht nur als Ideenlieferantin, mitgearbeitet zu haben. Ein Hinweis für die Richtigkeit dieser Annahme ist etwa die Beobachtung, dass die in den Text einfließenden Antike-Kenntnisse gehäuft in einzelnen Teilen festzustellen sind, in anderen dafür weitgehend fehlen. Auch scheint mir der Schreibstil nicht in allen Textteilen kohärent zu wirken. Letztlich ist noch anzumerken, dass Heidegger offenbar wesentlich weniger enthusiastisch für Frauenbildung eintrat als Camilla.<sup>240</sup> Völlig ausser Betracht fällt für mich die Möglichkeit, dass sich hinter der Maske der Camilla ein Mann versteckte. Im Text sind mehrfach Formulierungen, wie «uns Weiber», «uns Weibs-Personen», «dem Weiblichen als meinem Geschlecht» zu finden. Der gleichen Formulierungen würde ein Mann in damaliger Zeit wohl höchstens in einem satirischen Text gebraucht haben; und um einen solchen handelt es sich hier nicht, darin sind sich auch Hitzig und Widmer einig. Kommt noch hinzu, dass die weibliche Sicht auf die patriarchalische Gesellschaftsordnung so authentisch wirkt, dass es kaum vorstellbar ist, dass auch ein hervorragender «Frauenversteher» dies hätte simulieren können. Auch die Möglichkeit, dass sich Hortensia selbst hinter dem

235 Siehe Text, 62.

236 Hitzig, 10.

237 Siehe Anm. 54.

238 Hitzig, 10.

239 Maja Widmer (2003/1, 38) vermutet, dass der Inhalt von Camilla stamme, Heidegger jedoch den eigentlichen Text geschrieben habe. Für Ursula Hitzig (10) ist der Einfluss Heideggers lediglich «deutlich spürbar.»

240 Hitzig weist auf eine Stelle in seinen Schriften hin, wo sich Heidegger sehr skeptisch zur Frauengelehrsamkeit äussert, 17.

Pseudonym verstecken könnte, ist von der Hand zu weisen. Zu verschieden sind Schreibstil, Wortwahl und Orthographie. Zudem ist es kaum denkbar, dass sich Hortensia selbst so in höchsten Tönen gelobt hätte, wie dies Camilla tat.

Zurück nun aber zur geheimnisvollen Camilla. Wer denn sonst, ausser der Cleophea Barbara Schlumpf, könnte diese Dame gewesen sein? Bisher ist nicht weiter beachtet worden, dass die «Rose der Freyheit» nicht nur Hortensia von Salis gewidmet ist, sondern auch Anna Elisabeth Menhart, die im Vorwort als Hortensias «vortreffliche Fräulein Bas» bezeichnet wird. Nun war Anna Elisabeth zwar weder Tante noch Cousine Hortensias, doch immerhin entstammte ihre Tante<sup>241</sup> demselben in der Bündner Herrschaft ansässigen Salis-Zweig wie Hortensia. Im Vorwort ist zudem noch von einer dritten Person die Rede: der «hochgeehrten Frau Hauptmännin Frau Schwöster».»<sup>242</sup> Da Hortensia im Text mehrfach mit dem Offiziersrang ihres verstorbenen Mannes angesprochen wird, muss es sich bei dieser Schwester entweder um Dorothea<sup>243</sup> oder Margaretha<sup>244</sup> handeln, die beide zur Zeit der Drucklegung der «Rose der Freyheit» schon etliche Jahre verheiratet waren. Camilla spricht von Hortensia, Anna Elisabeth und der als Hortensias Schwester bezeichneten Dame als den «drey Gratien und Tugend-Göttinen, die sich an den Händen halten und führen.» Aus dieser Formulierung ist zu schliessen, dass die drei eine enge Freundschaft verband. Denkbar ist auch, dass sie zusammen Salongespräche nach französischem Vorbild führten, an denen ebenfalls Camilla und Gotthard Heidegger beteiligt waren.

Die drei Grazien werden von Camilla überschwänglich gerühmt. Hortensia wird als «eine andere Minerva» bezeichnet, und Anna Elisabeths vollkommene Tugend kann nicht genügend gepriesen werden. Ausserdem: «Ihr Leben ist eine lebendige Lehr allen denenjenigen, so in der edelsten Freyheit zu bleiben begehren. Ich bin auch versicheret, daß, wann sie einmal ihren Stand verenderet, ihre Wahl ihren Tugenden gleich seyn wird.» Die angesprochene Veränderung des Standes erfolgte spätestens zwei Jahre später durch die Heirat mit Rudolf Saluz.<sup>245</sup> Interessant und zugleich aufschlussreich ist die Charakterisierung der Schwester Hortensias, denn sie vermittelt einen kurzen Einblick in eine offenbar wenig glückliche Ehe. «Gibet nicht ... ihre Histori an den Tag, wie durch der Tugend Hilff alle Bitterkeit in Honig zu verwandlen stehe? Alle verheurahtete Frauen sollen in dem Verhalten gegen ihre Herren diser Verwunderungs-würdigen nachfolgen, von ihr können

sie lernen, daß ein standhaftes Gemüth auch von den schwersten Ketten nicht könne verlegt werden.»<sup>246</sup> Nicht auszuschliessen, dass sich die namentlich nicht genannte Schwester Hortensias, also Dorothea oder Margarethe, hinter der «Camilla» verbirgt. Ein Fingerzeig dafür könnte sein, dass die Schwester nur an dieser einen Stelle im Text in Erscheinung tritt und dabei nicht so überschwänglich gelobt wird wie die anderen beiden. Zu den ehelichen Verbindungen der beiden Schwestern weiss man im Falle Dorotheas wenig, im Falle von Margaretha noch weniger. Dorothea war seit 1680 mit Johann Anton von Pestalozzi<sup>247</sup> verheiratet, der in Wien als Sohn des Offiziers, Bankiers und kaiserlichen Finanzverwalters Octavio Pestalozzi aufgewachsen war. Durch seine Heirat mit Dorothea von Salis hatte er die Beziehungen zur alten Heimat seines Vaters wieder aufgenommen, denn im Heiratsvertrag hatte er sich verpflichtet, die Hälfte seines grossen Barvermögens ins Bündnerland zu verbringen und sich dort auch einen Wohnsitz zu suchen. Johann Anton hat dann offenbar auch eine erhebliche Zeit seines Lebens in Chur zugebracht.<sup>248</sup> Von Margaretha von Salis ist nur bekannt, dass sie 1685 Herkules von Brügger heiratete,<sup>249</sup> dessen Vater, Johann Friedrich, in Bünden und den italienischen Untertanenlanden höchste Ämter bekleidete und in Maienfeld und Malans zwei Herrenhäuser ausbaute. Der zusammen mit Margaretha in Malans wohnhafte Herkules Brügger brachte es zum Landvogt der Herrschaft Maienfeld sowie zum Bundsandmann des Zehngerichtenbundes. Elisabetha, die 1670 geborene jüngere Schwester von Herkules,<sup>250</sup> ist ebenfalls als hinter

241 ST Salis 14/44.

242 XV.

243 Dorothea von Salis (1662–1710). 1680 Heirat mit Johann Anton von Pestalozza. ST Salis 14/63.

244 Margaretha von Salis (1668–1738). 1685 Heirat mit Herkules von Brügger. ST Salis 14/66.

245 Siehe dazu 221.

246 XVI.

247 Johann Anton von Pestalozzi (1652–1710).

248 Pestalozzi, 246–247.

249 Herkules von Brügger (1663–1702). Sohn des Landeshptm. Joh. Frd. 1685 Heirat mit Margarethe v. Salis. Richter in Malans. 1689–1691 Landvogt der Herrschaft Maienfeld. 1697 Bundsandmann. Salis-Seewis, 194. Collenberg, 64.

250 Elisabetha von Brügger (1670–1749). Tochter des Joh. Frd. u. der Elisabeth v. Salis-Grüschi. 1698 Heirat mit Herkules von Salis (1661–1722), Oberstlt. in franz. Diensten, Stammvater der Linie Salis-Maienfeld. Salis-Seewis 194. ST Salis 10/152, 14/65 u. 16/1.



Dorothea von Salis (1662–1710).



Margaretha von Salis (1668–1738).

der Maske der Camilla steckende Person in Betracht zu ziehen, zumal die Tochter einer Salis-Grüsch erst fünf Jahre nach dem Erscheinen der «Rose der Freyheit» einen Bruder von Hortensia heiratete.

Eine weitere Spur zu «Camilla» führt möglicherweise über Hortensia von Salis zu Ursula Menhart.<sup>251</sup> Deren Mutter, Anna Elisabeth von Salis, entstammte demselben Familien-Zweig wie Hortensia und stand mit dieser offenbar in einem regen Briefwechsel. Lili Frey fand im Schlossarchiv Salenegg vor über 90 Jahren noch Briefe der beiden, die heute nicht mehr aufzufinden sind.<sup>252</sup> Da Ursula allerdings rund 15 Jahre älter als Hortensia und Anna Elisabeth war, ist es fraglich, ob sie diese beiden Jüngerinnen als ihre Schutz-Patroninnen bezeichnet hätte. In Betracht kommen indessen auch die Töchter Ursulas und ihres Ehemanns Camill Cleric. Nur ist es nicht einfach, diese zu identifizieren, denn sechs Geburten zwischen 1663 und 1670 stehen fünf Todesfälle von Kindern ohne Nennung des Vornamens zwischen 1665 und 1708 gegenüber. Sofern sie das Kindesalter überlebte, käme am ehesten die 1664 geborene Anna Elisabeth<sup>253</sup> als «Camilla» in Frage.

Im Stammbaum der Familie Cleric ist allerdings der 1674 geborene Martin als erstes Kind von Ursula und Camill Cleric verzeichnet. Die Stamm-Tafeln sind jedoch nicht fehlerfrei. Dies zeigte sich bei Appolonia Cleric, der als «Camilla» aufgrund der aufgeführten Lebensdaten ebenfalls in Frage kommenden Tochter von Camill Cleric und Ursula Menhart. Nachforschungen im Churer Stadtarchiv ergaben, dass das Geburtsjahr 1667 zu einer frühverstorbenen Appolonia gehört, das Sterbejahr 1737 indessen zu einer anderen Trägerin desselben Namens.<sup>254</sup>

Die Assoziation von «Camill» und «Camilla» ist naheliegend, doch wahrscheinlich nicht zielführend. Da der bei der Familie Cleric gebräuchliche Vorname Camill ansonsten in Graubünden sehr selten war,

<sup>251</sup> Ursula Menhart (1645–1730). Tochter des Oberstzunftmeisters Hans Luzi u. der Anna Elisabeth v. Salis. Der Vater wurde 1655 von einem vermutlich geistesgestörten Mann mit einer Axt erschlagen. Heirat ca. 1663 mit Camill Cleric. StadtAC: Tauff Buch AB III/S 13.02, 56; Kriminalakten A II/2.0090; Register AB III/S 13.06, 210.

<sup>252</sup> Frey, 3 u. 19.

<sup>253</sup> Camill Cleric (1636–1700). Hptm. u. Inhaber einer Kompanie in holländ. Diensten. Mitglied des Churer Stadtgerichts. Rats-herr. Mehrfacher Ober- u. Oberstzunftmeister. ST Cleric.

<sup>254</sup> StadtAC: Tauff Buch, 136, 145, 157, 165, 174, 183; StadtAC Register, 64, 71 (2), 95, 96.

wäre es eine recht schlechte Tarnung gewesen, diesen in seiner nur leicht von der männlichen abweichenden weiblichen Form zu gebrauchen. Wenn man allerdings eine Textstelle, die im Original auf Seite 94 zu lesen steht, dahingehend interpretiert, dass «Camilla» 1693 noch ledig war, fallen die meisten der hier aufgezeigten Möglichkeiten, angefangen bei der Cleophea Barbara Schlumpf bis hin zur Ursula Cleric, ausser Betracht. Nach einer Textpassage, in welcher einmal mehr für einen rationalen Entscheid gegen die Ehe und für das «frey bleiben» plädiert wird, spricht die Autorin von den guten und schlechten Wirkungen der «Liebes-Regungen». Die schlechten bringt sie in Zusammenhang mit einer Blendung durch die «Ovidianische Metamorphose»; die guten sieht sie in den «unverfälschten ... äusser- und innerlicher Qualitäten des geliebten Guts. ... Aber was ist mehr als der Betrug hierinnen anzutreffen, wann ein Schäfflein in die Hecken kommt, bleibt es leicht an den Dörnen hangen.» Daran anschliessend heisst es: «Dieses ist mein wolgemeinte Meinung, wiewollen ich, Gott lob, nicht aus eigner Erfahrung reden kan, noch mein Tag daraus zu discurieren verlange.» Ob sich dieser letzte Satz ganz generell auf den Ledigenstand der Autorin bezieht oder nur auf die ihr missfallenden «Liebes-Regungen», ist nicht schlüssig zu beantworten. Auch Johann Jakob Bodmers Vermutung, dass Heidegger «in dem Hause der verkappten Camilla überaus wohl gelitten ware»,<sup>255</sup> führt nicht weiter.

Die Antwort auf die Frage nach der Identität der sich hinter dem Pseudonym «Camilla» versteckenden Person muss letztlich offen gelassen werden. Weitere Recherchen in Archiven können möglicherweise zum Ziel führen, vielleicht auch einmal irgendein schöner Zufall. Der Bezug dieser Streitschrift zu Graubünden ist jedenfalls durch drei Personen gegeben (Hortensia von Salis, Anna Elisabeth Menhart sowie eine Schwester Hortensias), und die Wahrscheinlichkeit, dass auch die sich hinter der «Camilla» versteckende Person eine Dame aus dem Herrschäftler und Churer Freundeskreis dieser drei war, erachte ich als recht gross. Ohne Einblicke in wohl schon längst verschwundene Korrespondenzen oder andere Quellen ist es indessen sehr schwierig allein schon aus den vielen Verwandten der drei Damen die in Frage Kommenden herauszufiltrieren.

### 3. Ausbrechen aus tradierten Normen – ein damals nicht ganz ungefährliches Unterfangen

In einer Zeit, die sich noch nicht dem Individualismus verschrieben hatte, blieb den meisten Menschen für ein selbstbestimmtes Leben nur wenig Raum. Kirchliche, gesellschaftliche, teils auch politische Normen, Konventionen und Strategien engten ein freies Denken und Handeln stark ein, und ein Verstoss dagegen konnte recht unliebsame Folgen nach sich ziehen. Dies galt für Männer und Frauen – für Frauen allerdings noch um einiges mehr als für «ihre Herren». Im Kapitel über das Geschlechterverhältnis in der Frühen Neuzeit versuchte ich aufzuzeigen, in welchem Masse sich Frauen den für sie bestimmten Rollen des Fühlens, Denkens, Handelns und Verhaltens fügen mussten. Dabei war die Beschränkung der weiblichen Bildung auf elementare Kenntnisse ein probates Mittel, um die Entwicklung eines weiblichen Selbstbewusstsein eng zu begrenzen; und wo kein Selbstbewusstsein vorhanden war, bestand auch kaum der Wunsch nach einem selbstbestimmten Leben. Frauen, die aus der Reihe tanzten, sich Normen und Konventionen entzogen, liefen Gefahr, nicht nur Missbilligung, Skepsis und Spott von Seiten der Männer und oftmals auch von Frauen erdulden zu müssen, sondern auch an den Pranger gestellt, gerichtlich verfolgt und verurteilt zu werden.

Bei Hortensia von Salis und der geheimnisvollen Camilla handelt es sich zweifellos um zwei Frauen, die normative Grenzen sprengten und dadurch mit Anfeindungen rechnen mussten. Natürlich, Hortensia pflegte und heilte mit ihren Phytotherapien Leute in einer Zeit, in der es in Graubünden erst ganz wenige Ärzte gab. Aber konnte sie dies nicht auch verdächtig machen, in einer Gesellschaft, in der Ungewohntes meist abgelehnt wurde und der Teufel allgegenwärtig war? Der aus Fläsch stammende Pfarrer Bartholomäus Anhorn<sup>256</sup>

<sup>255</sup> Hitzig, 10.

<sup>256</sup> Bartholomäus Anhorn (1616–1700). In Fläsch als Sohn des Pfr. Daniel u. Enkel des Barth. d. Ä. geboren. Lateinschule in Zürich, Theologiestudium in Basel. 1634 Pfr. in Grüsch u. Seewis, 1635–1637 in Hundwil, 1637–1648 in St. Gallen, 1648–1661 in Moosbach (Pfalz, D), 1661–1678 in Bischofszell, 1676 Dekan des Kapitels Oberthurgau, 1678–1700 in Elsau. Autor vieler, oft umfangreicher theolog. Schriften, darunter die 1100 Seiten umfassende Darstellung magischer Praktiken («Magiologia», 1674) sowie eine Schrift zur Gesch. der ref. Kirche in Graub. (1680). HLS-online. Brunold (2003), 9–11.



**Das Doppelgesicht  
der Frau: Engel in der  
Kirche und Teufel  
zu Hause. – Anonymer  
französischer  
Kupferstich aus dem  
17. Jahrhundert.**

mahnt in seiner 1674 gedruckten, über tausendseitigen «Magiologia»<sup>257</sup> zu grosser Vorsicht beim Gebrauch von Heilkräutern. Alle Heilmittel, die nicht aus der Erde kommen, sondern zum Beispiel aus einem Destillierkolben, sind abzulehnen. Zudem warnt er vor heilenden alten Weibern, Hexen, Juden und auch medizinisch tätigen Geistlichen. Deren Wissen, so meint er, beruhe auf einem Teufelspakt. Da der Teufel selbst auch ein erfahrener Arzt und Naturkundiger sei, der die Ursachen der Krankheiten sehr wohl kenne, offenbare er alle zur Heilung tauglichen Mittel seinen «Zauber-Männer» und «Weiberen». Ursula Brunold-Bigler spricht von einer teuflischen nichtakademischen medizinischen

Subkultur, die Anhorn zeichne. Doch selbst der Arzt und Naturforscher Paracelsus wird von Anhorn mehrfach als Bündnispartner des Teufels bezeichnet. Unter anderem wirft er ihm vor, er habe behauptet, angezauberte Krankheiten auch mit Hilfe des Teufels heilen zu können.<sup>258</sup> Wenn selbst Ärzte und heilkundige Theologen

257 Der Titel der Erstausgabe lautet: «Magiologia. Christliche Warnung für [= vor] dem Aberglauben und Zauberey.» Erschienen ist das Buch in Basel. Kreditgeber für den Druck waren interessanterweise u.a. ein Salis u. ein Menhart Brunold (2003), 28, Anm. 88.

258 Brunold (2003), 57–58 u. 255.

in die Schusslinie von Pfarrherren wie Anhorn geraten konnten, kann man sich leicht vorstellen, wie gross die Gefahr für alleinstehende Frauen sein musste, die als Heilerinnen tätig waren.

Bei Hortensia wie auch Camilla kam noch dazu, dass sie gelehrte Personen waren, was sie per se bei vielen Leuten suspekt machte, sich publizistisch betätigten, was auch nicht Frauensache war und in ihren Publikationen für Frauenbildung einstanden, was unverständlich, nutzlos und sittenwidrig war. Bei Camilla fügte sich des Weiteren hinzu, dass sie ganz generell gegen die Männerherrschaft und die Ehe polemisierte und den Frauen empfahl, ledig zu bleiben. Dies war nicht nur impertinent, sondern schlichtweg ein Sakrileg, galt doch die Ehe als eine von Gott gestiftete, geheiligte Institution. – Wer sonst noch war ein Feind der göttlichen Ordnung auf Erden, insbesondere des heiligen Ehestandes? – Natürlich: der Teufel.<sup>259</sup> Für Hortensia und Camilla, sofern ihr wirklicher Name aufgedeckt würde, was aber dank der Widmung sicherlich nicht schwierig gewesen wäre, bestand mehr nur als potenziell die Gefahr, eines Paktes mit dem Teufel bezichtigt zu werden. Die Gefahr war umso realer, als der Höhepunkt der Hexenverfolgung in Graubünden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegt, klar später als in anderen europäischen Gebieten. In den Bündner Regionen mit den grössten Prozessdichten lassen sich insgesamt drei Wellen feststellen, nämlich in den 1650er, 1670er und 1690er Jahren.<sup>260</sup> Das heisst aber nichts anderes, als dass sich sowohl Hortensia wie auch Camilla gerade in dem Zeitabschnitt in reichlich unorthodoxer Weise betätigten, als in Graubünden gegen Scharen von Frauen, nebst einer Minderzahl von Männern, wegen Hexerei und Teufelspakten prozessiert wurde – und die Prozesse zumeist mit der Vollstreckung des Todesurteils endeten.

Die Hexenverfolgungen haben auch in Graubünden mancherlei Ursachen,<sup>261</sup> doch eines ist klar: Ebenso wenig wie an anderen Orten gibt es auch hier Hinweise darauf, dass Hexerei im Sinne von schädlichen magischen Praktiken systematisch von Gruppen als Kult betrieben wurde. Wie Ulrich Pfister schreibt, «wurden Hexen vielmehr in einem mitunter lang andauernden sozialen Etikettierungsvorgang in Nachbarschaftsgeschwätz und -konflikten sowie schliesslich in Gerichtsprozessen erst eigentlich gemacht.»<sup>262</sup> Ist es da abwegig, daran zu denken, dass übelwollende Personen hätten versucht sein können, durch Beschuldigungen eine Anklage gegen eine der beiden Damen oder gleich beide zusammen zu provozieren? Natürlich bot – zumindest im Fall von

Hortensia – der hohe Stand und die Bekanntschaft mit vielen, teils schweizweit bekannten Gelehrten Schutz vor falschen Anschuldigungen. Was aber die Gelehrten betrifft, waren deren Meinungen, vorab wenn sie liberale Haltungen vertraten, des Öfteren auch umstritten; und was die familiäre Herkunft angeht, ist zumindest ein Beispiel bekannt, wo diese ebenfalls nicht einen mit einem Todesurteil endenden Prozess zu verhindern vermochte.

Im Jahre 1655 wurde im Gericht Schiers gegen 27 Frauen und sieben Männer wegen Hexerei Anklage erhoben. Zwei Frauen und ein Mann starben bereits im Gefängnis, wohl unter der Folter; die anderen wurden zwischen dem 30. August und dem 10. Dezember mit dem Schwert hingerichtet.<sup>263</sup> Unter den Hingerichteten befand sich auch Maria von Salis<sup>264</sup> aus Fanas. Jakob Sprecher,<sup>265</sup> ihr Mann, gehörte zwar nicht zur Linie der Sprecher von Berneck, doch war er immerhin Hauptmann in französischen Diensten; und sie, die der Hexerei Bezichtigte, entstammte der Gubertus-Linie der mächtigsten Bündner Familie. Ihr Vater, Anton von Salis, bekleidete zur Zeit des Veltliner Aufstandes eines der höchsten Ämter, das der Dreibündestaat zu vergeben hatte.<sup>266</sup> Auch ihre Mutter, eine Gugelberg von Moos,<sup>267</sup> kam aus einer bekannten Bündner Adelsfamilie. Hexenprozesse gegen Personen aus den oberen Bevölkerungsschichten hatten zudem einen nicht unerheblichen Vorteil gegenüber Prozessen, bei denen Leute aus unteren Schichten auf der Anklagebank sassan: Die Konfiskation des Besitzes der Verurteilten zugunsten der Gemeindekasse.<sup>268</sup> Den vielfach aus der bäuerlichen Landbevölkerung stammenden Geschworenen wurde auch nachgesagt, ihr Eifer, die Hexen auszurotten,

259 Siehe Brunold (203), 244.

260 Pfister (2006), 290 u. Pfister (2000), 229.

261 Siehe dazu Pfister (2006), 287–307, Pfister (2000), 229–231 u. Giger, 68–148. Vgl. auch Schmid/Sprecher, 81–88.

262 Pfister (2005), 288.

263 Schmid/Sprecher, 187–188.

264 Maria von Salis. ST Salis 10/141. Ihre Hinrichtung hinderte ihren Sohn Daniel nicht daran, mehrfach Landammann der Gerichtsgemeinde Schiers zu werden. ST Sprecher, 15.

265 Jakob Sprecher am Strassberg. Ammann zu Fanas. ST Sprecher, 14–15.

266 Anton von Salis (1578–1620). 1619–1620 Vicari. Im Juli 1620 in Sondrio ermordet. ST Salis 10/106. Collenberg, 48.

267 Anna Gugelberg v. Moos. Tochter des Churer Stadtschreibers Daniel G. u. der Hilaria v. Hohenbalken. ST Gugelberg.

268 Pfister (2006), 302–303.

werde gefördert durch die Möglichkeit, es sich während der Prozesse mit gutem Essen und Trinken wohl sein zu lassen.<sup>269</sup> In den 1690er Jahren, als Camilla ihr Pamphlet drucken liess, gab es zwar nicht mehr so viele Hexenprozesse wie in den 50er und 70er Jahren, doch in etlichen Gerichtsgemeinden wurde weiterhin prozessiert und hingerichtet.<sup>270</sup>

Der Ausschluss für kürzere oder längere Zeit vom Gottesdienstbesuch und vor allem vom Abendmahl erscheint heutigen Menschen als geringe oder gar nichtige Strafe; für damalige Gläubige – und das zu sein, erwartete man von allen – war sie indessen gravierend und hatte vielfach die Beschädigung des Rufes oder eine noch weitergehende soziale Stigmatisierung zur Folge. Ein gottesfürchtiges Leben zu führen und zu diesem Zweck auch regelmässig den Gottesdienst zu besuchen, war wichtig für das Heil der Seele und verkleinerte die Gefahr, dass der Teufel sich ihrer bemächtigte.

Wenn man die von Rationalität und Logik durchdrungene «Rose der Freyheit» liest, darf man dabei nicht vergessen, dass in jener Zeit viele Leute – und darunter nicht wenige Geistliche – geradezu besessen waren von magischen und dämonischen Vorstellungen. Bartholomäus Anhorns «Magiologya» ist ein beredtes Zeugnis für diesen irrationalen, abergläubischen Zeitgeist. Anhorns Werk ist voll von Teufeln, die in allen möglichen und unmöglichen Situationen die Menschen auf ihre Seite zu ziehen versuchen. Und dabei erscheinen die Teufel nicht nur mit Hörnern, Ziegenfüssen und Schwanz; nein – auch in Tiergestalt oder etwa als Hirte, Arzt, verführerische Frau, sogar als Prophet oder Apostel kann das personifizierte Böse den Menschen entgegentreten.<sup>271</sup> Auch in Kirchenordnungen oder Predigten ist immer wieder vom Teufel die Rede, gegen den es anzukämpfen gelte.<sup>272</sup> Kam noch hinzu, dass den Leuten ganz offiziell, so etwa in der protestantischen Kirchenordnung der Drei Bünde aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, ein Gott präsentiert wurde, der zornig die Grundfesten der Erde bewegt, sein Racheschwert gezückt hat, den Menschen Krieg, unerhöhte Teuerung, Hunger, Seuchen und Krankheiten bringt und seine Strafen über die Menschheit versiebenfachen wird. Der Strafe konnte man (möglicherweise) entgehen durch «Busszucht» und «Lebensverbesserung». Konkret hiess das, fleissig in die Kirche gehen und auch sonst ein gottesfürchtiges Leben zu führen. Was dies hiess, bestimmten Obrigkeit und Kirche zusammen. «Überflüssige Fressen und Sauffen» etwa wurden von beiden Konfessionen bekämpft, während «Faßnacht Wesen, Buzen, Tanzen und Spilen» nur

von der protestantischen Seite verboten wurde.<sup>273</sup> Es erscheint nur als logisch, dass das Denken und mehr noch das Handeln von Frauen wie Hortensia und Camilla in einer Atmosphäre von Dämonologie und Scheiterhaufen, Gotteszorn und rigiden Verboten, beengenden Konventionen und Frauenverachtung nicht nur aussergewöhnlich, sondern auch gefährlich war.

---

269 Schmid/Sprecher, 175.

270 Siehe dazu Giger, 25–27 u. Schmid/Sprecher, 99–250.

271 Siehe dazu Brunold (2003), 394.

272 Siehe dazu etwa die Prot. Kirchenordnung von 1642/1650 (In: Giger, 177); Mathieu, 519; oder die Leichenpredigt für die 1714 gestorbene Verena Jenatsch (In: Leichenpredigt für V.J., 17.

273 Siehe Giger, 176–178. Das Sitten- u. Kirchenmandat ist teilweise auch abgedruckt in: HBG, Bd 4, 96–97.

## 4. Die Rose der Freiheit – Textedition

### 4.1 Editionskriterien

Bei der Transkription und linguistischen Bearbeitung des aus der Barockzeit stammenden Textes versuchte ich einerseits die Authentizität des Originals möglichst zu erhalten und andererseits durch Anpassungen an heutige Schreib- und Lesegewohnheiten die Lektüre deutlich zu erleichtern. Die wesentlichsten Eingriffe in den Originaltext sind die nachfolgend aufgeführten.

Die Frakturschrift ist durch die Antiqua ersetzt worden. Die Gliederung des Textes entspricht im Wesentlichen dem Original; zum Zwecke einer optischen und inhaltlichen Strukturierung ist der Text jedoch neu in Kapitel aufgegliedert worden. Die den Kapiteln zugeordneten Titel sind zur Kennzeichnung des Eingriffes kursiv gesetzt. Kursiv erscheinen im Weiteren auch die in eckige Klammern eingefügten Ergänzungen und Anmerkungen. Die im Original teils in Fraktur teils in Antiqua gesetzten Fremdwörter wurden einheitlich in Normalschrift geschrieben. Weitgehend den heutigen Regeln angepasst worden ist zudem die Interpunktionsregel der Druckschrift. Dabei ist die Virgel (/) konsequent durch das Komma ersetzt worden. Weitere Anpassungen an die heute gültige deutsche Rechtschreibung erfolgten bei Binde-, Ergänzungs- und Trennungsstrichen (original =), bei Umlauten (original z.B. å oder æ), bei Doppelkonsonanten (im Original ein über dem Buchstaben gesetzter Horizontalstrich), bei den Grossbuchstaben I (original J) und Ü (original V). Fehlende Zwischenräume wurden eingefügt; die Gross- und Kleinschreibung ist normalisiert worden. Normalisiert wurden auch die teils verschiedenen Schriftgrößen. Fettgedrucktes ist jeweils in Normalschriftgröße übernommen worden.

Orthographisch ist nach Möglichkeit nicht vom Original abgewichen worden. So blieb etwa die Konsonantenverdoppelung ss und ß unverändert. Beim Getrennt- und Zusammenschreiben wurde vom Original nur abgewichen, wenn es die Lesbarkeit wünschbar erscheinen liess. Offensichtliche Druckfehler wurden korrigiert, inhaltlich nur schwer zu verstehende Textpassagen indessen unverändert übernommen. Das Vorwort sowie das einleitende Gedicht von Menecrates sind im Original nicht paginiert und wurden neu mit römischen Seitenzahlen versehen. Der Seitenumbruch des Originals ist im vorliegenden Text mit Seitenzahlen in eckigen Klammern markiert.

Worterklärungen, die kein spezifisches Wissen voraussetzen, sondern Teil des allgemeinen abendländischen Kulturgutes sind, so z.B. mythologische oder biblische Namen sowie heute nicht mehr gebräuchliche Wörter, wurden in der Regel quellenmäßig nicht belegt. Grundlagen für die Erläuterungen waren in der Regel das «Lexikon der Alten Welt» (Zürich/Stuttgart 1965), das Biographisch-Bibliographische Kirchenlexikon ([www.bautz.de/bbkl](http://www.bautz.de/bbkl)), Wikipedia ([www.wikipedia.de](http://www.wikipedia.de)) die Brockhaus-Enzyklopädie, die Duden-Wörterbücher und Grimms Wörterbuch ([www.dwb.uni-trier.de](http://www.dwb.uni-trier.de)).



Die  
ungepfückte und stets-  
beglückte

Rose

der unschätzbaran  
Freyheit

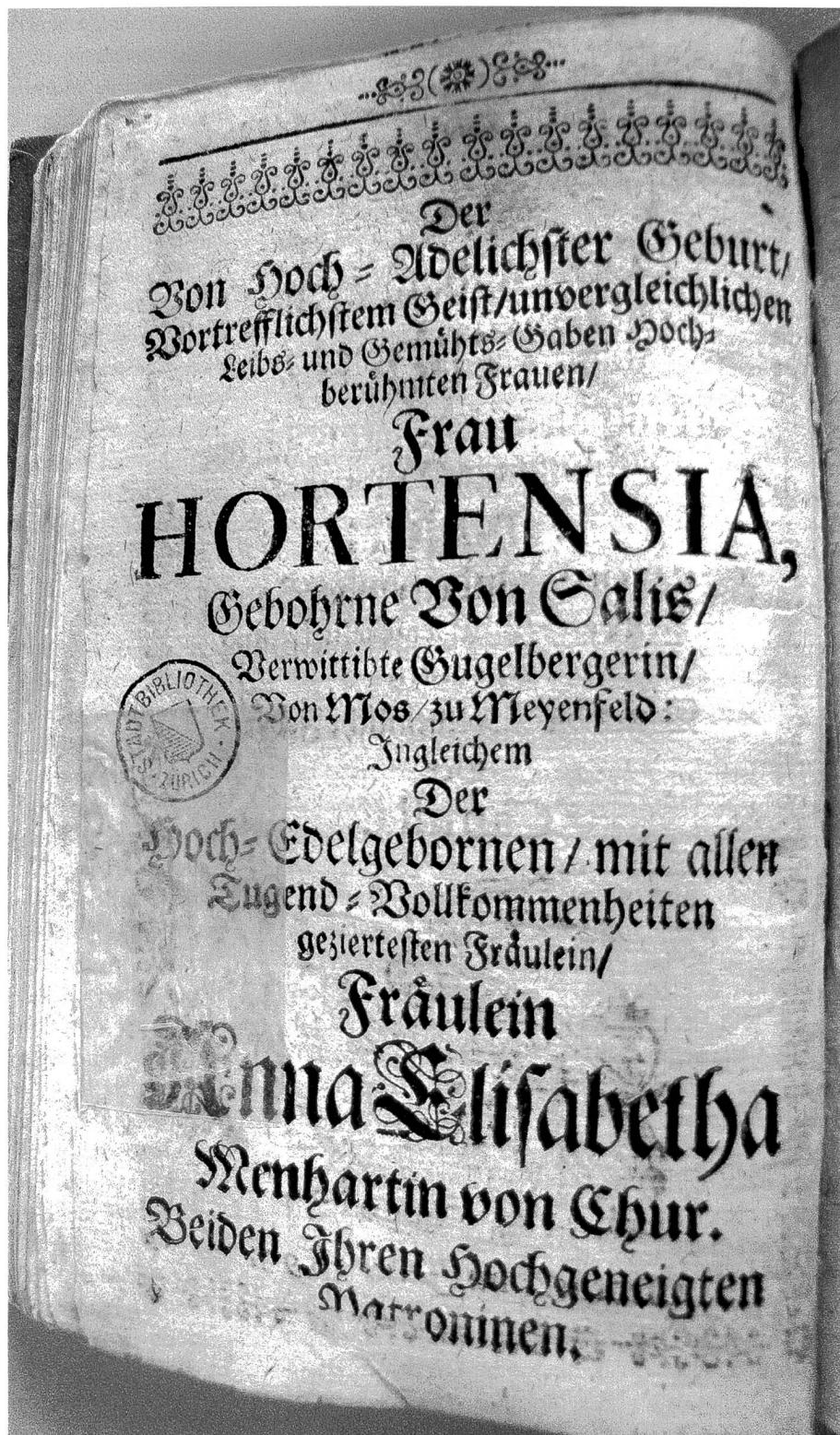
In den edlesten Gemühts-  
garten  
vergnügungs-begirriger  
Nymfen

mit neuen Gründen  
eingepflanzet  
zu zeitvertreiblicher  
Belustigung

Entworffen  
durch die wolmeinliche Feder  
der  
Camilla

Gedruckt im Jahr 1693

Der  
von hoch-adelichster Geburt,  
Leibs- und Gemüths-Gaben  
Hoch-  
berühmten Frauen,  
  
Frau  
  
HORTENSIA,  
  
gebohrne von Salis,  
verwittibte Gugelbergerin,  
von Mos, zu Meyenfeld.  
Ingleichem  
der  
hoch-edelgeboren, mit allen  
Tugend-Vollkommenheiten  
geziertesten Fräulein,  
Fräulein  
  
Anna Elisabetha  
  
Menhartin von Chur.  
  
Beiden ihren hochgeneigten  
Patroninen.



#### 4.3 Vorwort der Camilla

##### [I] Hoch-Edelgebohrne etc.

In dem ich in der Welt keine grössere Freundinen kenne als meine unvergleichliche Frau **Hauptmännin** und ihre vortreffliche **Fräulein Bas**, sorge ich nicht die Segel meiner Einbildung stärker zu ziehen, als sie von den allersüsstesten Gunst-Winden so hoher Gewogenheit gewehet werden. In diser Hoffnung fahre ich wogemuhlt an dem Vorgebirg aller Miß-Gedancken vorbey, nicht zweiffelnde in dem Gold-Geländ des alten Vertrauens meine Wahren am sichersten auszupacken, sie freudigst denen zu verwahren überlassend, die sie mit Macht beschützen können.

[II] Als ich die Zeit durch weit unglückseliger gefahren und durch einige Zufahl Schiffbruch an meiner Gesundheit erlitten, so gar dise zu erhohlen gezwungen war, bey einem nachligenden Landgut anzulenden. Woselbsten ich in der Einsamkeit einsmal spatzerte und mich an die fast ausrinnde Quell meiner Gedancken vor dem Furth der tieffsten Traurigkeit nidersezte, ersahe ich ohngefähr in dem nachgelegenen See ein Schiff, welches im Annahen zu erkennen gab, daß es mit meinen aller-werthesten Freunden beladen, mas sen [=daher] eine **edle Gesellschaft** mich zu besuchen kame und alle meine melancholische Grillen in Lustbarkeit verwandelte.

Nichts war dazumal vergessen auff die Bahn zu bringen, was nur [III] ergetzen konnte: Man spielete, discutierte, advocierte, rixierte [=stritt], so viel als man könnte. Zu disem aber gab ein Herr under ihnen den besten Anlaß. Diser observierte ihm bey aller seiner Lustbarkeit eine herrschende Authorität über seine Gemahlin, also daß sie kein Wort sagen könnte, welches nicht durch eine rigoureuse Tadel-Hechel gezogen wurde. Ich sprache iho [=ihr] einen Muht ein [=zu] und wolte sie zu einer vernünftigen Hertzhaftigkeit bereden. Es war aber das rechte Mittel, das Feur der Begird, die Nichtigkeit des Frauen-Zimmers zu bestreiten, aus der Aschen in volle Flammen hervor zu bringen.

Diser Herr wolte uns keine Würde zu erkennen als diejenige, welche wir von der Verbindung mit dem vollkommenen Geschlecht, so er [IV] für das seinige hielte, empfiengen. Ich hingegen behauptete das Widerspiel und nahme daher Anlas, die Einsamkeit dem Ehstand weit vorzuziehen und [zu] der Weiber natürliche Neigungen zu erheben.

Ich wurde aber endlich mit meiner gerechten Sach nachgeben müssen, wann sie mich, **höch-edle Freundinnen**, nicht mit gnugsaamen Auxiliar-Völkern versehnen. Der Nebel der Ungerechtigkeit wird nicht eher vertrieben als durch die auffsteigende Sonnen-Strahlen der Klugheit. Wann aber meine Gründ von dem geliehenen Schildt diser Schutz-Göttinen bedecket, werden alle Verleumdungs-Pfeil stumpf darnider fallen und die falsche und dunckle Urtheil erleuchtet werden. [V] Ja, die erste Meinungen der Verächter werden vor sich gehen wie der Schatten an dem Sonnenzeiger Ahas<sup>274</sup> etc.

Solte ich sonst nicht vergwisserset seyn, daß meine ausersehene Belustigung in den schönsten Handen, denen sie übergeben werden, ohnverzogenlich verwelcken, wolte ich doch noch mehr mein als ihr Geschick beklagen, weil ich mich durch die gemeinmachende Bekantschaft diser Wahrheit zur Zihlscheiben der allerheftigsten Passionen sezte.

Neid, Zorn und Argwohn dörften als ein dicker Hagel auff mich Unschuldige zu wätteren. Wer weißt ob nicht sonst gantz Vernünfftige sich auch in diser Attaque verfehlten? Die guten Urtheil sind offt ihnen selbst widerwertig, also, daß wer von den Appetiten zu [VI] richten sich understehet und zu wissen muhtmasset, wohin die Menschen underschidlich inclinieren [=neigen], unterfangen sich solcher Studien, die sie gescheider bey dem Anfang als bey dem Ende lassen.

Es sind gewisse Actiones, welche wiewol sie gleich gut gemeint, dannoch ungleiche Wirkungen haben. Was offt die einten vor Lustbarkeiten und Ergetzung annehmen, erweckt bey den andern Verdruß und Beleidigung. Dahero könnte es gar wol seyn, daß in dem ich das Unrecht, so dem Frauen-Zimmer von dem männlichen Geschlecht zu allen Zeiten auffgedichtet wird, ihnen zu Sinn ziehe und beschelte, ja, alle Dames vilmehr zu einer großmütigen Verachtung als einer vernunft-bestürmenden Liebe gegen dise ihre Feind zu bewaffnen [VII] verlange, mich selbst zum Preiß ihres Hasses dargebe, sonderbar denen so eine anzügliche Censur aus ihren Beschützungen ziehen, ihre Passionen vor die gütigsten und besten halten, ihre Mode, wie schädlich und hässlich sie auch immer stehet, als ein herrliches Kleinod in einem verderblichen eigen Willen besitzen, in dem Faß der Unsinnigkeit ihrer ersten Begirden Wohnung machen, sich von den garstigen Thieren der verderblichen Liebes-Laqueyen [=Lakaien] Ungedult, Eifersucht, Misstrauen, Forcht, Sorgen, Angst, offt gar

274 Ahas: König von Juda, 742–726.

Verzweiffelung als ihren besten Auffwärteren bedienen lassen. Von disen dörfftet ich tyrannischer als Orpheus, in dem er aus vernünftigen Ursachen alle Männer von der verderblichen Frauen-Liebe abgemahnet, empfangen /VIII/ werden. Aber diß ist alles nichts zu achten, wann sich nur Musae finden, die sich unserer Beschützung annehmen und die Unschuld aus einer erebischen<sup>275</sup> Versenkung gar in den Himmel ziehen, ja, einen Theil darvon in das Firmament versetzen, die dann gleich den vollkommensten Liechtern über alles Unglück glänzen und triumphieren. Dises schönen Ends muß man sich bey allen finsteren Anfängen trösten und die Quint-Essenz der Vergnugung daraus ziehen.

Daß es aber viel, ja, die grösste Zahl diser Unsinnigen giebet, lasset sich aus allem, sonderbar aber unseren Zeiten schliessen, ungeachtet diese so elend und die Erde fast eisern und ehren /eben?/, also daß man sich allein zu ernehren der Vermögenschafft alles Verstandes bedarf. /IX/ Will man sich dennoch der alten Privilegien, es möge dann schädlich oder nutzlich seyn, bedienen.

Wie es vor der Zeit der ersten Welt-Verderbnus hergegangen, gehet es auch jetztund noch: Man freyet und lasset sich freyen mit solcher Angelegenheit, als wann ein jedes Weib einen Messias nach jetztund zu gebären hätte. Vielen sol es nur leid seyn, daß sie disen heiligen Prätext nicht gebrauchen dörffen. Sie sollen aber wissen, daß nicht die Begirden, sonder die unschuldigste Reinigkeit auch die herrlichste Frucht tragen und an die Welt bringen.

Indessen aber ist keiner verbotten, mit wenigerer Ehr und Glück sich zu begnügen. Der Ehstand ist oft die Schul, darinnen die Tugenden geschärfet werden und am meisten /X/ eclarieren, dann gleich wie die Flammen eines Lichts, wann man dasselbige umkehret, nichts destoweniger allezeit in die Höhe steigen, also auch ein tugendhaftes Gemüht, wann es schon in den Feßlen des verbundnen Stands liget, bleibt doch in seinem Willen unbeschränket und werden seine tapffere Sitten erst dann recht an das Licht gebracht, wann sie aus der Finstnuß einer minderen Glückseligkeit hervor spielen. Zu diser Vollkommenheit ohne Gefahr zu gelangen, hab ich kein sicheres Mittel als eine vernünftige Ausdenckung ersinnen können.

Die underschidliche menschliche Zufälle sollen durch die Thür der Gedancken in den Hafen der Seelen einlauffen und alldorten so lang verarrestieret bleiben, bis sie /XI/ auff dem Zollhaus des Verstands gebührend incontriert und bemerket, damit sie dann ihre fernere Reise mit weniger Gefahr vollführen mögen.

Vieles Überlegen machet weiß und öfters Erfahren klug, danahen man weder Jahr noch Mühe spahren sollte. Die Reiffung des Alters würcket das Urtheil und temperiert die Hitze der ersten Gemüths-Bewegungen am allerbesten.

Aber wie schwehr gehet es doch zu, denenjenigen Weißheit einzuschwätzen, die keine Begird darnach haben. Ich bin schon einer misericordieusen Auslegung der bestgemeinten Meinungen gewärtig, sonderbar da ich zu Gemüth-Übungen auffmuntere, die den Verstand schärfen, die Sinn erleuchten und das Urtheil so schlauh und abge-/XII/feimt egisiere [=reinigen]<sup>276</sup>, daß das Frauenzimmer gleich den arbeitsamen Bienlein seinen besten Nutzen suchet, aus dem Honig einer klugen Wahl einen wahren Profit zu machen, ja, auch zugleich daraus das Wachs der Vorbedachtsamkeit zu ziehen, als welche Materi ihren Augen das hellste Licht präpariert und ihnen eben in denjenigen Nohtwendigkeiten zündet, die sie wissen müssen.

Zu mehrerer Gelehrte [=Gelehrsamkeit] ist nur allein denen zu rahten, welche Verlangen tragen, die Schärfen ihres gnugsamen Verstands zu schwächen. Massen [=Da] man versicheret, daß die grössten Subtilitäten der Gefahr der Zerbrüchlichkeit am meisten underworfen, weil sie sonderbar von Natur zum Selbst-Betrug erbohren.

/XIII/ Sie bilden ihnen zwar ein, die extraordinari Art glückselig zu leben, in ihnen selbst zu finden; aber sie betriegen sich zu ihrem Schaden, dann die Contemplation hoher Dingen lässt ihnen nicht zu, an die niedrige zu gedencken. Sie wollen wie Thales, ein gewisser Astrologus, den Himmel ergründen und wissen ihnen vilmal nicht so viel Weißheit zu Nutzen zu machen, daß sie auff Erden glückselig leben und sich selbsten vor einem wüsten Fall verwahren können.

Dises wäre mit vielen anderen Exempeln zu beweisen. Weil ich mich aber hier nicht länger auffzuhalten begehere, lasse ich es der vollkommenen Gedächtnus der Lese-ren über und sage nur noch, daß ich dem Frauenzimmer keinen bewährteren Verstand ansinne als einen /XIV/ solchen, der seine Schlüß und Subtilitäten nicht höher einrichtet, als sie es zu Beruhigung ihres Gewissens und zum Fundament eines fröhlichen Lebens nötig; daß aber sonst die Weibsleucht auch zu den allerhöchsten Tugenden und Wissenschaften gelangen, findet man nicht allein in dem Register der alten Historien häufig

<sup>275</sup> Erebos: das Totenreich in der griech. Sage.

<sup>276</sup> Eigentl. «von unreinem Schaum befreien».

eingezeichnet, sondern auch die heutigen Zeiten geben dergleichen Wunder der Natur viel an Tag.

Streiten nicht Klugheit, Tapfferkeit, Großmuht mit den kühnhesten Helden in *[um]* die Wette in der durchleuchtigsten Königin **Maria<sup>277</sup>** in Engelland? Alle andere herzliche Tugenden sind in disen umleuchtenden Strahlen verhüllt.

*[XV]* Findet man nicht noch andere Dames, die bloß in dem Stand diser grossen **Königin** ungleich? Sie lassen diser Sonne gern den Vorzug, indessen bin ich versicheret, daß ihre Tugend-Strahlen nicht weniger hitzen als das Feur selbsten.

Wurffe man nur die Augen auf obige meine **unvergleichliche Freundinnen** und meiner **hochgeehrten Frau Hauptmännin Frau Schwöster**, man wurde finden drey Gratien und Tugend-Göttinen, die sich an den Händen halten und führen.

Wird nicht die Erste schon lang als eine andere Minerva bewundert? Gibet nicht der Anderen ihre Histori an den Tag, wie durch *[XVI]* der Tugend Hilff alle Bitterkeit in Honig zu verwandlen stehe? Alle verheurahtete Frauen sollen in dem Verhalten gegen ihre Herren diser Verwunderungs-würdigen nachfolgen, von ihr können sie lernen, daß ein standhaftes Gemüht auch von den schwersten Ketten nicht könne verlegt werden; also daß auch die Aerme, welche sie tragen, keine Beschwerd davon empfinden.

Was wollen wir endlich von der Letsten sagen? Nimmermehr kan dise vollkommene Tugend genugsam gepriesen werden. In ihr ist die wahre Gottsforcht der rechte Eckstein darauf sie ihre Keuschheit bauet. Sie ist der vollkommne Abriß recht himmlischer Tugenden. Ihr Leben ist ein lebendige Lehr *[XVII]* allen denenjenigen, so in der edelsten Freyheit zu bleiben begehren. Ich bin auch versicheret, daß, wann sie einmal ihren Stand verenderet, ihre Wahl ihren Tugenden gleich seyn wird.

Die, welche nun also zu leben gedencken, haben durch das Garn ihrer Entschliessungen guldene Fisch gezogen und werden keinen falschen Meinungen Platz geben. Selten wird man gezwungen, den Hut underzuhalten, wann es Perlen regnet; wann aber zum Verderben witteret, sol man sich niemal nöhtigen lassen.

Der Ehstand ist ins gemein ein Beutel-Sack, welcher das Mähl [=Mehl] durchwirfft und die Kleyen behaltet und werden die gesünder *[XVIII]* bleiben, die sich von dem Ersteren nehren und das Andere fahren lassen.

Dise Wahrheiten aber in Wehrt zu bringen, werden sich meine **gütigste Beschützerinen** nicht entziehen

durch so großmühlige Protection hierinn, ihrem Geschlecht einen Gefallen zu erweisen.

Durch Darstreckung dises guldenen Fadens werden sie eine getreueste Dienerin aus dem Irrgarten aller überflüssigen Sorgen heraus leiten, in welchem Vertrauen am Ende noch ganz inständig anhalte, diese demüthige Adresse nicht zu verschmähen!

Dises wird mir seyn als das Feur Promethei, wodurch die Geschöpf das Leben erlangt. Dann *[IXX]* eine solche mächtige Krafft schreibe ich hierinn meine *[n]* **Schutzgöttinen** zu. Sie können die Würckung ihrer Vollkommenheit, darinn die Demuth den Scepter führet, zu keiner Zeit besser erkennen als in Beschützung

Ihrer

**Meine hoch-edelgebohrne  
unvergleiche Patroninnen**

Gehorsamste Dienerin

Camilla

<sup>277</sup> Maria II. Stuart, 1662–1694. Tochter Jakobs II. Nach dessen Vertreibung nahm sie mit ihrem Gemahl Wilhelm III. von Oranien auf Antrag des Parlamentes 1689 die Krone an.

#### 4.4 Gedicht des Menecrates

##### [XX] Dichterischer Einfahl über gegenwärtige sinnreiche Lust-Schrift

Es ist gewest, ist noch und wird wol ewig bleiben  
Der Nymphen bestes Spiel uns andren hart zu seyn,  
Viel niemal-ernste Pfeil auff unsre Köpff zu treiben,  
Zu schreiben, was die Rach und Standes-Neide leyh'n.  
Hier ist ein scharffer Kiel castalisch<sup>278</sup> anbefeuhtet,  
Auff Schuld und Unschuld gleich besafftet und gewezt,  
Darinnen Prob und Kunst nicht ohne Stachel leuchtet,  
Weil er der Freyheit Lob zu ander Nachtheil schezt.  
Ich schwere, wo man nicht die edle Heldinn kennet,  
*/XXI/* Die Helden, welche hier Apollen neidend macht,  
Die sonst die ganze Welt ein Sanftmut-Wunder nennet;  
Daß von dem harten Scherz leicht unsre Galle wacht.  
Dann was ist endlich doch auff dieser schüchtern Erden,  
Wie uns so Ihnen auch zum Ruh-Sitz auffgestreut,  
Als der gescholtne Stand, da Tugend-Geister werden  
Dem süßen Fessel-Schluß zur Ein-Muhts-Brunst geweyht?  
Diß ist der Ancker, der die umgewallte [=wild umtoste] Lüste  
An guter Hoffnungs Furt und dem beglückten Weerd  
Verhaftet, daß davon der öden Lebens-Wüste  
Der lust-belebte Bau gottfolglich wird beschehrt.  
Der, was sonst sterblich ist, durch frucht-verhofftes Pflantzen  
Unsterblich-grünend macht, wann treuer Freundschafft Glutt  
*/XXII/* Auff Erden als ein Stral vom Himmelslicht entglantzen,  
Gehalten und genennt wird aller Güter Gut.  
So ist der Ehstands-Stand der Freundschafft Quintessenze  
Und Staffel<sup>279</sup>-höchste Zier weit mehrern Lobes wehrt.  
Er weist, was neben ihm nicht dimmre, sonder glänzte  
Von allem, was die Welt mit lüstern Sinnen ehrt.

Beliebt man Wollustsmuht? Es ist voll List ihr Wesen.  
Strebt man nach hoher Stell? Ehr, Stand ist Erd und Sand.  
Meint Midas von dem Gold als Balsam zu genesen.  
O hochgeehrter Herr! Er gehet an der Wand.  
Will man der Sinnen Lust vors reinste Wol erkiesen,  
So findet man doch dabey nur schwehre Marterfreude.  
Herr Omnis [=Jedermann] mühet sich, Gunst und Ruhm zu geniessen  
*/XXIII/* Und schneidet offt davon ein neues Faschingskleid.  
Was anders unsre Zunfft zur Sorgenstellung heischet,  
Steht gleicher Ordnung fort im Blatt der Eitelkeit.  
Lust hat ihr Nebend-Noht,<sup>280</sup> so lang wir seyn, befleischet!

Hingegen schaue man die edle Freuden-Zeit,  
Wann Tugendgeister sich im Dauben-Leben bauen,  
Da es erfreulich heist: dein, mein, ein Hertz und Muht,  
Wann die Gedancken sich gantz ohne Brillen schauen  
Und in getheiltem Leib nur eine Seele ruht!

Ihr Nymphen must so wol als wir Bekantnus leisten  
Und dises zu gesteh'n gantz hertz-getrungen seyn;  
Dann euere keusche Flamm heischt dises Oehl am meisten,  
Und eurer Gaben Dacht vollkomnet diser Schein.

[XXIV] Geschicht es, daß man sich gleich angebundnen Schiffen  
An diesem sichren Strand auch etwa stoßt und reibt,  
O! so thut doch gemach den Scepterspruch zu rüffen,  
Und denckt wo meist-mal auch die Streit-Schuld hangen bleibt.  
Wer hier partheylich ist, kann nicht den Richtstul steigen,  
Es seye dann, daß ihrs, o grosse Nymphe, seyt!  
Vor deren Fuß-Schwell sich selbst alle Musen neigen  
Und sich Apollo längst zu schweigen anerbeut.  
Ich lise dise Sätz und darff nicht widerstreben;  
Die ungekeibte Lust lißt doch das Uhrtheil für,  
Wann auch der Ehstand soll sein grössers Lob erheben  
Und man den Meister sucht, sols niemand seyn als ihr!

**Der hoch-adelichen, geists-vortreff-**  
lichsten Verfasserin, seiner hochgewognen Patronin,  
Zu schuldigster Beehrung mit struttiger [=bitziger] Feder auffgesezt  
Von ihrem geringsten Ehrer und Diener

Menecrates<sup>281</sup>

---

278 Kastalia: Quelle in Delphi, deren Wasser der kultischen Reinigung von Tempel und Besuchern diente.  
279 «Staffel» ist die Sprosse einer Leiter bzw. die Stufe einer Treppe.  
280 [=dazugehörende Not]  
281 Pseudonym, wohl gewählt nach: Menekrates von Ephesos, 2. H. 4. Jh. v. Chr.; Verfasser von «Erga» nach Hesiod und eines Lehrgedichtes über Bienenzucht.

## [1] Die stets-grünende und unbedörnte Rose der Freyheit

### 4.5 Vom Wert der Freiheit

Wann die Weißheit in dem Menschen von Anfang seines Lebens oder wenigst nur in den nöthigsten Zufällen am Ruder sässe und selbige nach Erforderung ihrer eignen Glückseligkeit regierte, würden vil sich der Kettenen ihrer Sclaverey nicht beklagen, eh sie einmal [*die*] Vortrefflichkeit der Freyheit genossen.

Es ist ja zuerbarmen, daß uns in solcher Angelegenheit darinn all unser zeitlich Glück bestehet, die unvernünftige Thier bessere Lehren als der grösste Theil der Menschen zugeben wissen. Ob man schon einem Vogel Zucker zur Speiß gäbe, so ist er doch lieber in der Freyheit als im Käffich; und dises zeiget, dass auch ihnen die Liebe der Freyheit in der Natur eingeflantzet.

[2] Dises edle Gut ist über Gold und Silber, hingen-  
gen deren Verlust dem Tod gleich. Wer dises Bedencken aus den Sinnen schlegt und nicht als ein kluger Bau-  
meister stets als einen Circkel zu Hand hat, dardurch er alle Werck abmessen könne, der verwicklet sich mit Fleiß in sein eigen Garn, gleich den Spinnen, die ihr Geweb ausdehnen, andere zufangen, endlich ihre Gefängnus selbstnen bauen.

Dises aber geschihet unter den Menschen, wann sie sich in dem seligsten Stand nicht vergnügen, sondern die Müh nemmen, selbigen zuverschlimmern, in der Zeit, da sie von den Sinnen betrogen und von den Gedancken übertragen werden, welche bey ihnen zum Verderben locken.

### 4.6 Männer bemächtigen sich der Freiheit der Frauen

Ich schäme mich zu Tod, wann ich bedencke, dass diese verderbliche Unbedachtsamkeit dem weiblichen (als meinem) Geschlecht mit besserem Fug als dem männlichen kan vorgeworffen werden, massen [=weil] diese nicht einmal etwas zuverlehren haben, sonder durch eine angebohrne Tiraney sich nicht allein der Weiberen Freyheit, sondern auch ihres Willens von [3] allzeit hero [=her] sich zu bemeisten suchen, und wann sie dasselbige erhalten, belachen sie ihr Elend und machen ihre Leichtgläubigkeit so verächtlich ruchtbar, daß dahero guten Theils das Frauen-Zimmer in das

allerschlimste Concept kommet und die gröste Verachtung sich von diesen Betriegeren auff den Halß ziehet. Ich sage von den Betriegeren, weil ich sie als die mehrere Zahl begreiffe, die tugendhafften und redlichen aber und verständigern Gemühteren ohne N.B. [=notabene] ausgenommen werden.

Allein die Anzahl der Bösen und Verkehrten ist so groß und hingegen der Guten so klein, daß auch diese in jennen schier nicht zusehen sind, und wann es die Wollfahrt oder Freyheit des Lebens, so die Weibsbilder allein in dem ledigen Stand geniessen könnten, betrifft, wolte ich ihnen rathen, den Besten nicht zutrauen.

Dise seyen so gut, so redlich als sie wollen, ja, sie besitzen mehr Tugenden als Mithridates Königreich, so ist doch under ihren herzlichsten Praeservativen [=Hüllen] ein Gifft verborgen, das uns endlich das [4] Leben nimmet, ja etwas, das weit mehr als das Leben selbsten zu schätzen.

Gewißlich, es ist unter ihnen keine Rose zufinden ohne Dorne, kein Wein ohne Hepfen [=Hefe] als daß diese, so ihre Freyheit verkauffen, in Meynung eine zweyfache davor [=dafür] zu erlangen, wol dem Apollo, welcher den Lorbeer-Baum an statt der Daphne umhalßte, zuvergleichen sind.

### 4.7 Werden Ehen im Himmel gestiftet?

Der Ehestand ist ein Wagner, so Gold und Perlen ligen laßt und Eysen ziehet, und wann man dieses besser bedachte, so müsten vile nicht mit eignem Schaden gewitzigt werden und täglich erfahren, daß dieses mehr als zuwahr und ihre Thummheit ailer [=einer] Bestraffung würdig erkennen.

Man muß aber darum nicht glauben, daß ich einen Stand tadle, der von Gott zu einem heiligen Zweck eingesetzt ist. Ach nein! man thäte mir das gröste Unrecht. Ich lasse disen in seinen Kräfftten bleiben.

In dem aber der Apostel Paulus, der disen nicht verwirfft, den ledigen Stand als den allenglückseligsten weit vorziehet, so sündige auch ich nicht, wann ich schon [5] den grossen Unterscheid entwerffe und meine Sinn und Gedanken in der unschuldigen Ergetzung übe.

Man wird mir vor [=für] den ersten und besten Grund vorwerffen, die Ehen werden im Himmel gestiftet und werde kein Menschen-Witz enderen, was ein mal in diser Himmels-Cantzley versiglet. Aber dieses ist versicheret ein guter Trost für die, so allbeit in diesem Netz verstrickt, wiewohl sie sonst keine

Glaubens-Artickul finden, ihre Freyheit dadurch dispuert zu glauben oder eine daraus unrechtmäig gezogene Folg ohne Nachsinung anzunemmen. Freylich kommt es sonsten von Gott und haben wir es ihme zudancken, wann unsre Verbintung mit frommen und tugendhafften Gemütheren geschihet, welches auch meistens die geniessen, so sich in ihrer Unschuld dahin geben und kein ander Absehen [=Absicht] haben, als der jennigen Befehl nachzukommen, denen sie blinden Gehorsam schuldig; es ist auch rathlich, denen die sich zuheurathen gedencken, weil sie ihnen [=sich] selbst nicht trauen und sich fähiger des Eh- als des ledigen Standes befinden, massen [=weil] [6] nicht alle die Gnade der Enthaltung haben.

Wer diese elende Begird als Sporen in der Haut empfindet, thut an jenem wol, Übleres zuverhüten. Doch ist mir leid vor solche, daß sie einer erdichteten Wollust nicht mit mehrerer Macht widerstehen und vernünftig erwegen, daß sie nur ihre falsche Gedancken dahin wenden, mit einer güldenen Gabel Mist zu schöppfen. Myronides<sup>282</sup> sagte nicht unweiß, daß des Menschen Weißheit nicht eben sich zeige in Meidung des Bösen, sondern auch in Erwehlung des Guten, dann unter dem Bösen könne nichts Guts verborgen ligen, aber unter dem Guten können viel böse Desseins [=Formen] dißimuliert [=verborgen] werden.

#### 4.8 Armut

In solchem Absehen sag ich billich, daß jene nicht zu tadlen und auch von denen sind, die Glück in ihrem verenderten Zustand zu gewarten haben. Disen sind auch noch beyzufügen, die kein ander Gesätz in [7] ihnen [=sich] empfinden als die Begird aus einem dürftigen in einen reicherem Stand zu kommen, weil sie etwa sehen, daß sie sich selbsten nicht erhalten können.

Die Armut gehet über alles Creutz; welcher aber Brot zum Creutz hat, der trägt es desto leichter. Wer gesund ist und kein Geld hat, ist halb tod. Doch sagt man, daß nur diejenigen arm bleiben, welche nicht practicieren [=unsäuber handeln], liegen [=lügen] und triegen [=betrügen] können.

Die Armut ist die Mutter aller Künste. Crates<sup>283</sup> hat erst die Güter seines Geistes gezeiget, als er die irdischen Schätze (welche oft die beste Zeit unsernen Gedancken und Wercken wegfressen) in das Meer versenkt.

Man sagt, die Reichen haben fünf Sinn, die Arme aber sechs, massen [=weil] diese durch die Noth in

vielem underrichtet werden, daß die Reiche nicht erfahren noch wissen können. Indessen aber sind nicht alle Menschen Weltweise; thun dahero die wol, die so all ihr Witz dahin wenden, ihren Stand zu verbessernen.

[8] Ein Armer thut besser, daß er sich bearbeite, reich zu werden als gelehrt. Dise, sag ich, sind auch von denjenigen, an denen nichts zu tadlen ist. Wie-wol es oft mehr Augenblick gibet, darinnen sie ihren Armutstand bereuen, als daß sie sich eines Besseren erfreuen, sonderbar wann ihnen ihre Armut täglich vor die Ohren gethönt wird, welches einem großmüthigen Hertzen eine so unbeliebige Harmonie ist, daß sie viel wunderlichere Wirckung gebieret als jener Lautenist, so den dähnischen König Ericum [=Erich] auff eine Weil des Verstands, nicht aber des Lebens beraubet, welches jene ihnen tausendfalt begehrten, können aber nichts erhalten, als nur in der Insul ihrer Gefängnus durch die Buß einer standhaften Gedultt auszuharren, bis sie in Zeit und Ewigkeit sich darauß entreissen.

Haben dann diejenigen so am glücklichsten ihren Stand erwehlen können, so wenig Gutes zu erwarten, wie wird es dann erst mit denen aussehen, die durch keine andere Notht getrungen [=gedrängt] werden, sich ins Elend zu setzen, als durch ihre unbe-/[9] sonnene Thorheit, die ihres Willens mächtig, nicht anders thun zu können, als was der Gelust befihlet.

#### 4.9 Vom Wert der Freiheit – welche auch den Frauen angeboren ist

Dise sind der Erbarmd unwürdig, weil sie nicht betrachten wollen, daß die Freyheit mit etwas Schaden und Nachtheil Millionen mal köstlicher und herrlicher zu schätzen als die Dienstbarkeit mit dem grösten Nutz und Wollust. Sie ist ein unaestimierliches Gut! Ich glaube nicht, daß einige Sinne so beleuchtet, einicher Verstand so klug und einiche Zung so beredt, die Herzlichkeit dises Guts nach Würde zu entwerffen, zu beschreiben und auszusprechen.

Die Begird der Freyheit ist in einem verständigen Gemüth grösser als die Begird zu leben. Es ist das

282 Myronides: athen. Feldherr, 5. Jh. v. Chr.

283 Krates von Theben, ca. 360–280 v. Chr. Er wurde von Diogenes für die kynische Philosophie gewonnen, schenkte sein beträchtliches Vermögen (gemäss «Lexikon der Alten Welt», 1611) seinen Mitbürgern und führte danach ein bedürfnisloses Leben.

allerköstlichste Erden-Gut. Die Menschen sind von Natur dazu erbohren. Sie ist ein Name der Tugend, gleich wie die Dienstbarkeit ein Name der Bosheit. Die edleste Freyheit bestehet darinn, daß man nach gesunder Vernunfft zu leben wisse. Wo man diese verliehret, so verliehret man alles; dises haben die Menschen in allen Be-/10/gebenheiten gezeiget. Es ist niemal kein schärfster Schwerdt gefunden worden, als das vor die Freyheit gestritten. Ein Mann, der vor diese fichtet, hat zwantzig Hände und noch so viel Hertzen. Sie achten keine Gefahr, fürchten keine Feind, scheuhen keine Marter. Sie betreten mit Horatio Coelite<sup>284</sup> den allergefährlichsten Stand. Sie verachten mit Cajo Mutio<sup>285</sup> die schmertzenden Flammen; sie gewinnen die Felsen, durchgraben die grössten Gefahren und entgehen allen Nachstellungen mit dem listigen Aristomene<sup>286</sup>: Alles aus muthiger Tugend und Liebe der Freyheit.

Dise aber ist nicht eben den Männeren, sondern auch den Weiberen anerboren. Wann wir bey den Exempeln allein bleiben, haben wir deren sehr viel. Wiewol die Hertzhaftigkeit sonst eine Tugend ist, die mehr dem Männlichen als unserem Geschlecht gemein und das theils durch die Natur, theils aber durch männliche Übungen, welche bastant [=kräftig] genug sind, auch den Allermathertzigesten etwas Kraffts und Muths anzusprengen.

*[11]* Die Gewonheit verenderet eben auch also die Sitten dermassen, dass die weiblichen Schwachheiten selber in männliche Kräfte sich verwandeln müssen. Wann man den Unterscheid der Gemüther, der sich in beiden Geschlechteren finden laßt (da eines fähiger als das andere) wegthut, wird man die Eigenschaft der Hertzhaftigkeit dem Frauenzimmer eben nicht nehmen können; dann dise Tugend, so aus einer großmütigen Ander- und Eigen-Liebe entspringt, ist an kein Geschlecht allein gebunden.

#### 4.10 Tapfere Frauen in früheren Zeiten

Was man an obgedachten Helden rühmet, lasset sich auch an unserem Geschlecht bewundern. Die Geschicht-Bücher sind voll ihrer tapfferen Thaten. Sophonisba<sup>287</sup> erwehlet lieber das Gifft, als daß sie die Fessel der Römer gewohnen wolte. Zenobia<sup>288</sup> weiß so wol die Ketten als die Kronen zu tragen, so wol die Gefängnus zu erdulden als die Freyheit zubesitzen. Cloelia,<sup>289</sup> die mit ihren Gespielen die Tyber mit nicht geringerem Muth als jener andere Römer durchschwommen,

verdiente eine rittermäßige *[12]* Ehren-Säul. Megistone<sup>290</sup> war nicht weniger ihrer Hertzhaftigkeit und vaterländischen Treu halber von ihren Feinden bewunderet, als hoch von ihren Freunden wegen der an des Aristotemi,<sup>291</sup> als ihres grössten Feinds, Töchteren bewiesenen Erbärmd gerühmt. Euripides kan sich nicht genug über die sittigen Gebärden, Wort und Fürsatz der Iphigeniae verwunderen. Sie widersetze sich nicht mehr gegen denen, so ihr das Leben raubten, als *[wie]* eine Rose gegen dem, der sie abbrechen will, zumal ihr Tod Ruh und Freyheit ihrem Vatterland erwerben solte.

---

284 Horatius Cocles rettete nach der Sage Rom gegen das Etruskerheer des Königs Porsenna von Clusium.

285 Gaius Mucius Scaevola rettete der Legende nach Rom, als die Stadt 508 v. Chr. von den Etruskern belagert wurde. Nachdem er sich ins feindliche Lager geschlichen hatte und dort entdeckt worden war, streckte er vor den Augen des Etruskerkönigs seine rechte Hand in ein Feuer und liess sie, ohne Schmerzen zu zeigen, verbrennen. Der König war davon derart beeindruckt, dass er die Belagerung abbrach.

286 Aristomenes aus Messenien: sagenhafter Held des 2. Messenischen Krieges, Mitte des 7. Jh. v. Chr.

287 Sophonisbe: Tochter des Karthagern Hasdrubal, der 212/211 die Führung in Spanien an sich zog, sich aber gegen P. Cornelius Scipio nicht halten konnte. Vermählte S. mit dem numidischen Fürsten Syphax. Dessen Unterstützung der Karthagern gegen die Römer bei ihrem Angriff auf Afrika war vergeblich. Nach seiner Gefangennahme wählte S. den Gifttod.

288 Septimia Zenobia: Nach der Ermordung ihres Gatten Septimius Odaenathus Teilherrscherin des syrischen Reiches, 266–271. Es gelang ihr, ihre Herrschaft erfolgreich nach Ägypten und Kleinasien auszuweiten. Von Aurelian wurde sie seit 271 bekämpft, gefangen genommen und für den Rest ihres Lebens nach Italien verbracht.

289 Cloelia: Röm. Partrizietochter, die nach der Sage bei Friedensverhandlungen zwischen den Römern und dem etrusk. König Lars Porsenna 508 v. Chr. mit andern jungen Frauen als Geiseln ins etrusk. Lager gebracht worden sei. Es gelang ihr jedoch, zusammen mit andern Frauen, durch den Tiber schwimmend zu fliehen. Der von ihrem Mut beeindruckte L. Porsenna habe darauf auch die restlichen Geisel frei gelassen. Für ihren Heldenmut sei C. mit einer Reiterstatue an der Via Sacra geehrt worden.

290 Der Eigenname Megistone ist entweder heute nicht mehr bekannt, oder es handelt sich dabei um einen Fantasienamen oder eine Falschschreibung. Im Wort steckt der griech. Stamm *megist-* = grösst-.

291 Genitiv zu Aristotemus. Auch dieser Eigenname ist heute nicht (mehr) bekannt, oder es handelt sich dabei um einen Fantasienamen oder eine Falschschreibung. Im Wort steckt der griech. Stamm *arist-* = best-.

Aber was nutzt es in den heidnischen Historien zu suchen, was wir in unserer Bibel finden können? Die Exempel der Königin Esther,<sup>292</sup> Judith,<sup>293</sup> Debora,<sup>294</sup> Jael,<sup>295</sup> der Tochter Jephtha<sup>296</sup> und andere mehr machen meine Gründ unumstößlich. Wo nicht gar zu paßionierte Richter vorhanden, werden sie hierinn der Billlichkeit Gehör geben müssen. Wo aber dises auch nicht hilfft, wollen wir vor die appellieren, die weniger Eiffer vor die Unbillich-/13/keit und mehr Liebe zu der Wahrheit haben.

Dise angeregte Beyspiel weisen genugsam, daß man zugleich keusch und tapffer, streng und forchtsam, unterschrocken und gütig, in der einten Begebenheit eine grosse Hertzhaftigkeit, in der anderen eine tiefe Demuth bezeugen könne. Ich weiß eben nicht, warum man hier die Weiber wil aussert das Recht setzen, zumalen die Hertzhaftigkeit eben kein natürliche oder gezwungene Tugend ist, sondern in einem freyen Schluß bestehet. Diese heroische Empfindung wird oft in Unsinnigkeit verwandlet, wann sie aussert der Vernunft Schrancken laufft. Man muß sich deren am allerbedächtlichsten gebrauchen, wann es die Ehr und Ruhe des Lebens betrifft und keine Händel mit unzeitiger Hertzhaftigkeit anfahren, wofern man sich nicht in Gefahr zu setzen verlangt, eigne Reputation viel eher durch Schimpff zu berücheren als mit Ruhm zu erheben.

#### 4.11 Weibliche Tugend versus Torheit der Eltern

Es ist ja nichts liebers, als dem Trieb seiner Begirden zu folgen und nichts /14/ schwerers, als dieselbige zu hinderhalten, die von dem Pöbel ins gemein hertzhaft genennet werden, gleichen offt einer Gattung Gläseren, die man nicht anrühren kan, man zerbreche sie dann, und lassen wir ihnen gern den Vorzug in einem Streitt, da die Überwundene besser als die Überwinder sind.

Gewiß ist es, daß wo man die Vernunfft von menschlichen Beginnen abziehet, die Vermässenheit, Verzweiffelung und Gifftgähigkeit eben den Schein wie die Hertzhaftigkeit haben. Eine Porcia<sup>297</sup> ersteckt sich mit glüenden Kohlen. Cato<sup>298</sup> wühtet über sein eigen Gedärn und wil lieber selbige verreisen, als die Gnad eines grossen Oberwinders erwarten. Lucretia<sup>299</sup> ersticht sich selber und zeiget genug, daß sie so wenig Muth gehabt, ihr Ehr als ihr Leben zu verfechten.

Weil ich aber nicht in Gedancken habe, von disen Sachen allein zu reden und ohne das schon zu weit

von meiner Küsten abgeseglet, selbige aber nicht aus dem Gesicht gelassen. Gleich wie die Magnet-Nadel, ob sie sich schon weit von ihrem /15/ Zugstern abgesonderet, dannoch sich nachdessen Seiten hinwendet und ihn von Ferne zeiget, also hab ich auch mich nicht zu weit entfernet, sonder nur im Vorbey gehen zeigen wellen, daß man eben den Weiberen eine Tugend nicht rauben müsse, welche das Fundament und die Stützen ihres Glücks und Unglücks bleiben, und werden es am wenigsten diejenigen thun, welche die natürliche Neigungen des Frauenzimmers erkennen, sonder viel eher gestehen, daß sie darzu geneigt genug, weil sie weder von Natur so kaltsinnig, daß sie darüber der feinen Ueempfindlichkeit annehmen, noch so hitzig, daß sie darum leicht sinnig werden müssen.

In Summa aus allem ist zu schliessen, daß diese Tugend so wol mit Sinnen als Armen, das ist mit Verstand, Tapferkeit und Kräfftten sol versehen seyn, damit das Gemüth beleuchtet und die äusserliche Sinnen eröffnet, ein drohendes Unglück erkannt und man seiner gewarnt werde, ehe es zutrifft, ja, wann es schon vorhat, den

---

292 Die Waise Ester wird unter Verheimlichung ihrer jüd. Herkunft zu einer Favoritin des persischen Königs Ahasveros (Xerxes I.). Es gelingt ihr, den König vor einem gegen ihn gerichteten Mordkomplott zu warnen, sodann unter Todesgefahr einen vom höchsten Regierungsbeamten geplanten Genozit an den Juden im pers. Reich zu verhindern und dafür einen Feldzug gegen die Feinde der Juden zu initiieren.

293 Die jüdische Witwe Judit dringt in das Heerlager des assyrischen Generals Holofernes ein und entthauptet diesen mit seinem eigenen Schwert.

294 Debora zeichnete sich als Richterin und Prophetin aus.

295 Durch eine List gelingt es Jael, den kanaaitischen Heerführer Sisera zu töten und dadurch massgeblich zum Sieg der Israeliten über die Kanaiter beizutragen.

296 Der ammonitische Heerführer Jephtha gelobte, sofern er einen Sieg erringe, bei seiner Rückkehr nach Hause das erste Lebewesen zu opfern, das ihm begegnen würde. Unglücklicherweise traf er als erstes auf seine einzige Tochter. Diese erbat sich einige Bedenkzeit und willigte dann in ihren Tod ein.

297 Porcia: Tochter Porcius Cato. Glühende Anhängerin der alten Republik; bestärkte wahrsch. ihren Mann M. Brutus bei der Verschwörung gegen Caesar.

298 Marcus Porcius Cato (95–46). Senator u. Feldherr am Ende der Republik. Gegner Caesars. Beging nach dessen Sieg Selbstmord.

299 Lucretia: Gattin des L. Tarquinius Collatinus; von Sextus, dem ältesten Sohn des letzten röm. Königs Tarquinius Superbus geschändet. Nachdem sie die Tat enthüllt hatte, brachte sie sich um, was zum Sturz des röm. Königtums führte. LAW 1770.

selbiges wider abzutreiben oder auffs wenigst zu erleichterent sey. [16] Dises aber kan nicht geschehen, wann man die Güte und Natur eines Dings, das mit der meisten Zeit unseres Lebens gantz verwickelt, nicht kennet. Viel reden *[da]* von und wohnen in dem Ledigen- und Ehestand, wissen aber den Unterscheid derselbig nicht eher zu beschreiben, als wann sie allbereit beyde gekostet. Die Schuld aber ist in den Anverwandten, sonderbar den Elteren zu zumessen. Wie gar nemmen dise nicht in Acht, daß die politische Betrachtungen offt die grösste Feind der Billichkeit sind.

Es ist ja zu erbarmen, daß man under vielen guten Gesätzen die beste auslasset und nicht die Elteren dahin hält, den Kinderen ein Alter zu bestimmen, da die Verunfft anfangt, sich der Sinnen zu bemeistern, welche bey dem männlichen Geschlecht in dem 24. Alters Jahr, bey dem weiblichen aber frühest in dem 20. geschehen kan. Alsdann ist die nachsinnende Krafft in ihrer Beste. Da wurden sie das Gold von dem Eysen, die Perlen von dem Gras und die allerköstlichste Libertät von der Sclaverey entscheiden [*unterscheiden*] können.

[17] Aber wie wenig ist dises zu hoffen und noch viel weniger zu erhalten, da doch nichts Nothwendigers in der Welt wäre, als daß man in Sachen, die keine Reu zulassen, viel Jahr zu Gedancken zuge, was man in einem Augenblick beschliessen kan. Gewiß wurde auff diese Weiß vielem Klagen, Jammeren und Refellieren<sup>300</sup> abgeholfen werden. Die Thorheit der Elteren ist in diesen Fällen wol belachens würdig und verdienten alle die Antwort von ihnen wie Thales seiner Mutter gabe, da sie ihne zu heurathen angemahnet. Es wäre, sagte er, noch zu frühe. Wie er darauff etwas Zeits Ruhe bekam, sprengte sie ihn wieder an, bekame aber zur Antwort, es wäre jetzt zu späht.

Manche Mutter ist so närrisch wegen ihren Töchteren, daß sie sich nur gar zu frühe düncken lasset, es wolle sich nicht schicken mit ihrer Jungfrauen, weil sie mannbar ist, in ihren Concepthen zuverweilen, offt ehe sie einmal weißt, die Unschuld ihrer Kindheit zu begreiffen. Jener Macedonier verheurahtete seinen Sohn in seiner Kindheit, worüber ihn seine Ver-/18/wandte sehr tadleten und ihne anmahneten zu warten, bis er älter und gescheider wurde, worauff der Vatter zur Antwort gegeben: Bekrieget Euch nicht meine Lieben, sondern glaubet vielmehr, daß **wann mein Sohn witzig [=klug, verständig] und ich bis dahin wartete, er sich nimmermehr zu heurathen überreden liesse.**

Dises ist zweiffels ohn auch die Reflexion der meisten Elteren heut zu Tag: Sie erwarten weder Witz noch

Verstand, am wenigsten aber eigne Inclination [=Zuneigung] der Kinder, sonder schliessen ihren Willen in Bande, ehe sie einmal begreiffen können, daß sie mit der Zeit selbige allein regieren dörffen. Dahero kommt es auch, daß offt die allerungleichsten Gemüther zusammen geschmiedet werden, da doch die Glückseligkeit des Ehestands in der Gleichheit der Humors [=Wesensart] bestehen sol.

#### 4.12 Der Unsinn des frühen Heiratens

Die Heiden haben hierinn offt mehr Verstand gezeigt als die Christen. Sie haben wol begriffen, daß die Verheurah-/19/tung ein neues Werden bezeuge; und das so viel desto mehr, weil die Weibsbilder alsdann unter neuen Gesätzen anfangen zu leben. Darum haben die Locrenser<sup>301</sup> ihre Töchteren niemal an Personen verheurahtet, mit denen sie nicht zuvor 7 Jahre Gemeinschafft gepflogen und durch tägliche Conversation ihrer künftigen Gemahlen Humor [=Wesensart] und Gemüth erkennen lernen.

In Creta, nach des Plutarchus Bericht, verheurahtete man die Mägdlein nicht vor 30 Jahren, und musten sie vorhin mit ihrem bestimmten Bräutigam 10 Jahr familiär seyn eben aus obangezognen Ursachen. Die lydische Weiber verbunden sich mit keinem Mann, er hätte dann 60 Jahr erreicht, weil erst um diese Zeit die Paßionen, nach Platonis Angebungen, in den Männeren sich stilten und alsdann eine ruhige Ehe zu hoffen ist.

Dises Mittel hat zweiffels ohn viel von der Unsinigkeit gereinigt, dann die Passionen sind Blumen, die in dem Garten der jungen Stöltzlingen wachsen. Und wird erst dann der Betrug ihrer Falschheit [20] recht empfindlich, wann sie durch den Wachsthum der verlängerten Jahren als ein Feur distilliert werden, da sie dann den Betrug ihres Willens erkennen und ihre ganze Natur zu reformieren suchen.

Am allerbesten werden von disem Aussatz gereinigt die, so die Welt segnen und dieses Alter nicht einmal erreichen, sonsten dörfften sie wol ihr Lebenlang nicht gesund von diser Seuche werden, die ihrer Seelen anklebet wie das Ebheu [=Efeu] an der Mauren.

<sup>300</sup> Bedeutung unbekannt. Möglicherweise Falschschreibung des Verbes „rebellieren“.

<sup>301</sup> Lokris: antike Landschaft in Mittelgriechenland.

#### 4.13 Vorteile der Ehelosigkeit

Der Respect beschließt mir den Mund, andere und andere Unanständigkeiten, so die Elteren mit ihren Kindern üben, anzuregen. Genug ists, wann ich behaupte, daß diese bey so thaner [=getaner] Betrachtung mit Macht und Eisen kaum dazu gebracht wurden, ihren freyen Stand zu enderen. Wann sie selbigens bessere Kantnus hätten, sie wurden von sich selbst eilen, die Quelle, woraus all ihr Heil fließt, zu ergründen und sich wenig bey dem Bach, darinn all ihr Elend rinnt, auffhalten.

Ach, was ist doch für ein heiliger Stand als der, darinn man Gott ungehin-/21/deret dienen kan? **Wann man ledig ist, sagt der Apostel Paulus, sorget man, was den Herren angehet und wie man ihm gefalle; welche aber freyet, sorget, was den Mann angehe und wie man dem Mann gefalle.**

„**21.**“

**Deret dienen kan? Wann man ledig ist/ sagt der Apostel Paulus / sorget man was den HErren angehet/ und wie man Ihm gefalle / welche aber freyet/ sorget was den Mann angehe/ und wie man dem Mann gefalle.**

**In dem ledigen Stand kan man keusch/ rein/ leicht von allen Welt anhängigkei- ten seyn: Der Haubtzweck / um dessen willen diser Stand vor allen anderen ge- liebet / und gehandhabet werden sol! Krönet disen Brunnen mit Ehr und Schmuck / daraus so viel Heil fließet! Stützet Euch auff disen Baum / der in Gott selbst wurzelt! In Ihme kan man niemal nichts verlieren; Sondern alles wird groß durch verkleineren / und ver- mehret durch benehmen! Es ist ja kein grösserer Reichthum/ als der mit geistli- chen Schätzen angefüllt: Wann man diese erhaltet/ werden andere Gaben mit Macht zulauffen: Er gibt die beste Fähigkeit : Die glückseligste Gelehrtheit:**

**In**

In dem ledigen Stand kan man keusch [=tugendhaft], rein, leicht von allen Welt Anhängigkeiten [=Abhängigkeiten] seyn: Der Hauptzweck, um dessen willen diser Stand vor allen anderen geliebet und gehandhabet werden sol! Krönet disen Brunnen mit Ehr und Schmuck. daraus so viel Heil fließet! Stützet Euch auff disen Baum, der in Gott selbst wurzelt! In ihm kan man niemal nichts verlieren, sondern alles wird groß durch Verkleineren und vermehret durch Benehmen! Es ist ja kein grösserer Reichthum als der mit geistlichen Schätzen angefüllt. Wann man diese erhaltet, werden andere Gaben mit Macht zu lauffen. Er gibt die beste Fähigkeit: die glückseligste Gelehrtheit. [22] In ihm ist des Verstandes Brunn, der Weisheit Quell. Er ist ein unerschöpflicher Flammen-Fluß der Liebe, ein unverrücklicher Fels des Guten, ein unendlicher Ausguß der heiligsten Reinigkeit. Keuschheit ist Gottes Kleid; Keuschheit ist der Tempel, in welchem sich Gott und Menschen vermählet haben. Keuschheit ist das Reich, in welchem der Herr herschet, der Thron, den er umgibet, die Kirchen, in denen er lehret und der Verstand, in dem er wircket. Keuschheit ist der Magnet der Englen, wie aus der Histori Mariä, Susannä und anderer keuschen Jungfrauen und Frauen zu sehen.

Wer in dem ledigen Stand leben wil, muß sich deren absönderlich befleissen, weil sie tauglich ist zur Andacht und Frommkeit. Der Mensch ist von Leib und Seel zusammen gesezt, also muß nothwendig die Letste durch Gottseligkeit, Erster aber durch Keuschheit geregieret werden. Dises sind die seelen-rührenden und hertz-gründlichen Tugenden, welche auch erforderet werden, disen himmlischen Liebhaber darinn zu unterhalten.

#### 4.14 Ehefrauen als Sklavinnen des männlichen Willens

[23] Ach! Wer wolte nicht alles anwenden einem Schatz zu gefallen, dessen Vollkommenheit alle unsere Gebrechen bedeckt! In ihm finden wir das Meer, so alle Funcken der Einfalt verschlinget: Er ist die Sonne, so alle Nebel der Mißverständnus vertreibet, das Feur, so allen Kummer verzehret, der Wind, der alle Threnen auffstrocknet, die Güte, so alle Fehler verzeihet und die Großmuht, so alles versehen übersihet, die Gedult, so allem Argen vorkommet und endlich die Liebe, so uns mit ewiger Gnad umfangt.

Weil diese Warheit bekannt, wer wolte sich dann nit gern aus allen Sinn und Verstands-Kräften an disen

Schatz vermählen und aller anderer Erden-Freude verzeihen? Wie viel sind wir nicht unseren irdischen Männern schuldig, die doch mit so viel Unvollkommenheiten behaftet und oft den weiblichen Schwachheiten nichts nachgeben, ja, am allerwenigsten ausrechnen, daß die beste Würde sey, zugedenken [=zu bedenken], daß man derer keine habe. Aber sie schwingen sich vielmehr durch die Flügel ihrer Gedancken bis an die Sonne, [24] verachten die, so unter ihnen stehen, auf die allerverschmächtete Weiß, so lang, bis die Krafft ihrer Thorheit an der Sonnen der besseren Erkantnus verschmelzt, welches aber meistens mit der Endigung ihres Lebens geschiehet. Indessen sind diese doch unsere Herren und Obere, die uns zu Sclavinnen ihres Willens machen. Wann wir dieses Recht, so wir in der Himmels-Tafel eingepreget lesen, nicht zuvor erkannten, müßten wir es durch die tägliche Repetierung wol lernen.

Aber was ist da zu thun? Ein jeder Vogel singt nach dem, ihm der Schnabel gewachsen ist. Das ist doch gewiß, daß wo man in der Ehe ruhig leben will, müssen wir unseren Willen vergessen und den Willen und Weiß<sup>302</sup> unserer Männer annemmen. Wann dieses nicht billich [=recht], so ist es doch wahr: Wir sind ihnen mehr als uns selbst schuldig. Wer einen Mann nimmet, ist nicht mehr sein selbst, sonder verkauft seine Freyheit. Dafür ist das Zeugnuss aller Weltweisen: Gott selbst gibt ihnen dieses Recht, welches kein verständiges Weib disputieren wird. Dieser Will [25] unsers Gottes drückt das Sigel in unsere Hertzen, daß wir das Amen darzu spreche: **Dein Will, sagt er, soll deinem Mann unterworffen seyn, und er soll dein Herr seyn.** Wie viel in diesen Worten begriffen, kan weder mein Verstand fassen noch meine Sinne ergründen, am allerwenigsten meine Feder entwerffen. Dieses ist gewiß ein gerechter Spruch, weil es der Allergerechteste ausgesprochen. Wir haben durch die Erst- und Erb-Sünd auch das Vorrecht aller Schwachheiten erkaufft, dahero wir auch das schwächere Gefäß genennet werden. Alles Elend, alle Gebrechen kommen von uns, und sind wir die, so auch das vollkommenere Geschöpf zu seinem Verderben gelocket. Wer nur ein Tiplein [=ein klein bisschen] der wahren Demuth in dem Hertzen trägt, wird diese Warheit erkennen. Wir haben dadurch Gottes, Menschen und Engeln Zorn erregt und unser Geschlecht so verachtlich vor der Welt gemacht, daß wir auch bis jetzt und für rechte Compendia [=Lehrbücher] des Elends angesehen werden.

#### 4.15 Von der Arglist, der Blödheit und dem Giftspeien der Männer

[26] Unser Gott aber hat in dem gebenedeyten Weibes-Saamen uns zu seinen Freundinen wiederum angenommen und uns zu Miterben seines Reichs gemacht. Ja, in der Zeit seines Fleisches auff Erden genug gewisen, daß ihm die Gesellschaft diser Hertzens-Dienerinnen nicht zu wider. Er als der Allwissende wuste wol, daß der Weiber Einfalt besser taugte zu der wahren Gottseligkeit als der Männer Arglistigkeit. Ihre Weichhertzigkeit macht sie am allertauglichsten zu diser Himmels-Liebe, von welcher sie weder Recht noch Todt trennen kan.

Drey Marien stehen unter dem Creutz, da auch die Felsen erzitterten und die Jünger davon lieffen, zu erkennen gebende [=gebend], der Männer Hertz seye offtermalen beweglicher als die Wällen, zerbrüchlicher als das Glaß; massen es sich durch die Forcht, welche wol in disen Fällen eine Ertz-Verrätherin menschlicher Blödigkeit ist, genug verrahete. Ich bin versicheret, wann man die Marter-Bücher und sonderbar die grausame Verfolgungen bedenkt, man der Weiber Helden-[27] Muth, die in dem Mittel-Punct der Grausamkeiten keine Forcht gezeiget, nit weniger als der Männernen die ihrige zu verwunderen haben wird, wie dann ihnen auch von vielen frommen Gemühteren dieses Lob gegeben worden.

Endlich ist das ihr grösster Trost, daß Christus kommen ist zu erlösen, was schlecht, was einfältig und veracht in der Welt ist. Nun wissen wir wol, daß nichts Verächtlicher auff der Welt als die Weiber. Sie gemahnen mich an die Sterne, so die Sternkundiger auff der Milchstraß (welche ein heller Strich von unzähllich viel Sternen, die so klein, daß sie nicht observiert werden können und daher auch keine Namen haben) antreffen. Wir sind auch die, so in der Welt keine oder doch so ungeheure Namen haben, daß wir deren gern überal entbehreten. Aber was ist uns an der Menschen Boßheit gelegen? Wann wir nur rechte Sternen sind, so wollen wir mit großmühtiger Verachtung alles übergehen. Wir wissen schon genug, daß die Boßheit die Verlästerung auff dem Rücken trage wie Simsons [28] Füchse das verzehrende Feur auff dem Schwantz.

Jst irgend ein Gifft, so die Feinde des weiblichen Geschlechts nicht ausspeyen? Werden wir nicht von Vielen

302 Die Art und Weise, wie etwas getan wird.

303 Phokylides von Milet: Dichter, um 540 v. Chr.

der Seligkeit unfähig gemacht? Epiphanius gedencket etlicher Ketzeren, welche vorgegeben, die Weiber seyen des Teuffels Geschöpff. Die Tatianer und Severianer machten es nicht viel besser. Andere haben gesagt, die Weiber seyen keine Menschen. Phocglides<sup>303</sup> und seine Consorten haben unser Geschlecht den Hunden, Schweinen, Pferdten und Imen [=Bienen] verglichen. Ein gewisser Mönch hat allezeit diese Wort bey der Taufe eines Mägdleins gesprochen: Nur getäufft und bald ersäufft; ist aber endlich An. 1505 in dem ihne [=ibn] ein Schwindel auff der Elb-Bruken ankommen, in das Wasser hinunder gefallen und selbst ersoffen. War also dises die rechte Laug [=Lauge] auff disen Kopff. Dises aber sind alles Sachen, die nicht einmal der Bewunderung würdig.

So unmöglich es ist, den Krötten die Lachen zu verbieten, so unmöglich ist es [29] auch, diese Art Teuffel auszutreiben. Indessen aber ist es doch erfreulich, daß die Anzahl der tugendhaften Männeren grösser, die diese Ungeheuer selbst bis in den Tod verachten und hassen, auch weit bessere Meinungen von dem Frauenzimmer gefasset haben. Doch ist unter allen kaum einer zu finden, der nicht wenigst einen Zick davon hab und sich nicht kitzle, die Underdrückte noch mehr zu trengen [=bedrängen].

Wie urtheilen sie nicht von unserem Temperament? Sagen nicht unter ihnen die besten Medici, daß das weibliche Geschlecht, weil es kalter und feuchter Natur, keine grosse Spitzfindigkeit erwecken, viel weniger zu hohem Verstand und berühmten Wissenschaften gelangen könne. Da man doch meynen solte, weil das Licht der Vernunft eine natürliche Tugend, die wir allein dem Gäber aller Gaben zu dancken haben, er uns wol durch diese ohne weiteres lernen und studieren, geschickt und bereit zu allen Wissenschaften machen könnte. Man wil aber auch dises widersprechen und sagen diese unse're Verächter, daß wann sich schon zu Zeiten begeben, daß sich etliche [30] einer sonderbaren Wissenschaft rühmen wollen und bey denen Verwunderung über ihren Verstand erregt, die selbst keinen hatten, in dem sie etwan mit Vernunft-Schlüssen von Dingen geredet, die sie täglich hören können, seye doch alles nur ein Betrug gewesen; dann so bald sie von Gescheiteren auff frömde Materi gebracht worden, die ihnen nicht bekannt war, da es auch mehr Verstand und Urtheil als Gedächtnus erforderet, haben sie entweder gar nicht geantwortet oder so ungereimt, daß ein Verständiger leicht gemercket, sie können nicht mehr begreiffen, als ihr Gedächtnus zu leiden wisse. Und wann sie ihren Geist in Kräfftten des

Verstandes gebrauchen wollen, haben sie dardurch ihre Gesundheit in Gefahr gesetzt, die eine so starcke Speiß nicht ertragen können.

#### 4.16 Abgetrieben vom Quell der Weisheit

Enfin, dem seye, wie ihm wolle, so will ich hier den Männeren das Vorrecht nicht disputieren; indessen könnte man wol muthmassen, weil auch nach anderer Aertzen Meynung unser Temperament viel geschmeidiger als der Männer ihres ist, es [31] tüchtig und geschickt genug zu Erlernung der freyen Künsten und aller hohen Wissenschaften seyn sollte, wann man uns nemlich nicht alle Weg abschneiden wurde. Wo können gute und natürliche Neigungen wurcken, wann sie von der Quell daraus die Weisheit geschöpft wird, abgetrieben werden? Werden sie nicht von Jugend auff durch die Tyranny ihrer Mutteren und wann sie von denen kommen, von ihren Männeren selbst also darvon abgezogen, daß sie der allervollkommnesten Gaben, zu denen sie erkoren, niemal geniessen können. Bey jenen lernen sie die Finger und bey disen die Gedult üben; die Sinne aber bleiben im Staub ligen. Ihr Glück ist offtmal so groß, daß sie unter der Herrschafft derjenigen gerathen, die ihnen nicht mehr Klugheit anvertrauen, als den Unterscheid zwischen ihres Manns Rock und Hemd machen zu können, wie von einem gewissen Herzog Frantz aus Bretagnien geschrieben wird. Sie stehen dabey immer auff der Wacht und bilden ihnen [=sich] ein, so bald die Weiber sie an Witz übersteigen, [32] gebrauchen sie sich derselben, die Authorität ihrer Gebieteren zu verschnellen, und ihr Hochmuth werde sich ihren Beherscheren nicht mehr underwerffen. Praesentieren in dem Spiegel ihrer Phantasie ein falsches Gesicht und meynen, sie werden von der Weiber List betrogen, bis sie Röcke vor Hosen austauschen. Aber wann sie der Vernunft Gehör geben, wurden sie weit anderst schliessen und mit Kettenen zu sich ziehen, was sie mit Füssen weggestossen.

Die Boßheit wird sich niemal besser als durch die Tugend-Übungen corrigieren lassen. Diese macht gleich dem Stein der Weisen alles, was sie anführt, gülden und güätig. Wo kann ich wissen, was der Stoltz und Hochmuth vor Laster [sind], wann ich nicht hingegen weiß, was die Demut und Underwürffigkeit vor Tugenden seyen? Wie kan ich begreiffen, was anderen gehöret, wann ich nicht einmal weiß, was ich mir selbst schuldig bin; und wie mercke ich endlich den Gifft vor der süssesten Nahrung

zu unterscheiden, wann ich nicht die ungleiche Naturen /33/ der Bienlein und jeder erkenne. Ich will sagen, wann ich nicht so wol aus den Tugenden meine Lehr als aus den Lasteren meinen Nutzen ziehen kann; und endlich meine Affecten so wol kennen lerne, daß man sie böß mit Macht zu Recht gezogen und also die Sinnlichkeiten, welche zu den Lasteren führen, von den Tugenden, die zu der Vollkommenheit leiten, underdrückt werden. Welches aber gar nicht geschehen kan, wann wir uns nicht in der Wahl so wol der Occupationen als der Personen, mit denen wir umzugehen verlangen, wol vorsehen und unseren Muthwillen nicht zum Betrug-Deckel unserer Vernunft machen.

Eben darum haben die römischen Frauen, wie Epicurus erzehlet, ihre meiste Zeit mit des Platonis Schriften von der Gemeinschaft zugebracht, weil sie in den selbigen gefunden, was sie am nothwendigsten wissen musten, damit ihr Gemüth nicht durch unnützlich Übungen verderbt, der Verstand irrig und sie selbsten zu ihrem grossen Nachtheil betrogen wurden. Man lißt von dem Alcibiade, /34/ daß so lange er sich bey dem Socrate auffgehalten, habe er sich der Tugend beflossen. So bald er aber zu seinen Cammeraden kommen, habe er sich der Wollust ergeben. Dises ist zwaren auch die ungezweifelte Ursach, daß oft die gelehrteste Weiber die klügste Verderberinnen ihrer Zucht und Keuschheit werden und das eben daher, weil sie ihre Geschicklichkeit zur Erhebung ihrer selbst und etwa die eusserliche St... (?) zu etwas anders reitzen, das ihre Thorheit labet. Ja, sie etwann noch mehr anlocken, ihre Kunst (dadurch der erworbene Verstand unverständlich geschändet und ihre Sinne nur auff nützige verderbliche Nutzbarkeiten gerichtet werden) gegen Gunst zu erwarten und erhalten, die ihrer Gelehrte am würdigsten wären.

Aber, o armselige Wissenschaften! Millionen Mal wurde es ja besser, deren keine zu haben, wann die Weiber nur suchen, gelehrt vor andere und nicht vor sich selbst zu seyn, weben sie ihnen nicht allein ihre Wissenschaft selbst zu einem Garn des Verderbens, sonder trethen /35/ auch die natürliche Gaben mit Füssen. Sie werffen Fessel ins Meer, mit denen sie nur den Schatten umfangen und mit dem persischen König Xerxes ihre Unvollkommenheit, von deren sie sich nicht mehr scheiden können, erkennen müssen! Diese ungereimte Ambition ist wie der Fluch, der über die Frucht gehet, dadurch entweder der Wachstum gehinderet oder nur zu einer wormstichigen Frucht, deren man nicht geniessen kan, zeitiget. Gewiß ist es, daß wer seine Tugenden an diser Sonne zu destillieren suchet, nicht allein Flecken

im Angesicht, sondern auch Stich im Hertzen kriegen wird. Indessen berühmet sich doch eine verfluchte Theodora, mehr Schulerinnen zu haben als Socrates, weißt auch den Weg, durch ihre bezauberende Ruhten schon zimlich vernünftige Menschen in Bestien zu verwandeln, gleich einer anderen Circe und gibet ihnen keine andere Lehre an die Hand, als daß sie sich endlich dem Teuffel übergeben, der alle seine Gesätz wie Draco mit Blut underschreibt und blos erwarten mag, daß Plinios und Rhada-/36/mantus rechtlich aussprechen, was er disen Elenden langst bestimmt.

Die Kunst ist nicht, viel *[zu]* wissen, viel *[zu]* können, viel auswendig gelernet zu haben, sondern das vor trefflichste bestehet darinn, daß wir aus allem, so wir gelernet, gehört und selbst sagen können, ein gut Urtheil ziehen, welches uns als das Aug in allen Wegen leuchten und führen könne. Das Fundament aber muß in Gott seyn, sonst wird all unsere Klugheit zur abscheulichen Thorheit.

#### 4.17 Gottvertrauen und Ehelosigkeit schützen vor den Gefahren der Wissenschaft

Die Welt-Beschreiber sagen von der Stadt Syracusa in Sicilia, selbige seye so vortrefflich situiert, daß durch das gantze Jahr kein so trüber Tag, daß nicht die Sonne etwan hervor blicke. Gleich also muß es bewandt seyn mit denjenigen, so nach der wahren Weißheit dürsen. Das Meer hat nicht so viel Tropfen, der Himmel nicht so viel Sternen als mein Hertz Begirden, diese Nothwendigkeiten zu entwerffen, wann ich nur hiezu fähig wäre! Weil ich aber bey mir kein Vermögen, sonder nur einen gantzen Ocean Willen finde, understeh *[ich]* mich auch nicht, mit den /37/ schwartzen Kohlen meines Unverstände dise guldene Billichkeiten abzumahlen, sage also nur, daß dise durch alle Vorsätz gehen, alle Zahl durchtringen, alle Zweiffel erheiteren und aller Sinnen, Vornehmen [=Vorsätze], Gedancken, Begirden ihr Gewicht und Schätzbarkeit abwegen müßte, so fern sie zu etwas Gutes gedeyen sollen. Kurtz, alle unsere Bemühungen sind vergeblich, eitel, nützlich und fluchtig, alles Wissen ist Stuckwerk, vergehet wie der Reiffe, verschwindet wie ein Dampff, wann es nicht das Fundament in der Gottseligkeit suchet.

Sonsten kann man auch von den grōsten Weltweisen sagen, was dort Eteocles von einem Menschen gesagt, der sich wegen seiner schönen Gestalt überhub und sehr stoltzierte (das Sprüchwort wahr zu machen,

Stultus [=Torheit] und Stoltz wachsen auff einem Holtz): Wie? Schämest du dich nicht, deiner Schönheit zu rühmen, die dir doch nur auf einen kleinen Augenblick verlihen ist? Dises kan man auch von allen denen dencken, die ihre Kunst nicht aus der rechten Weißheit-Quell geschöpft haben, sonder sie nur in dem Liecht der duncklen Natur suchen.

Ein Empedocles<sup>304</sup> verzehrt sich selbsten in Durchsuchung der Ursachen der irdischen Flammen. Zeno,<sup>305</sup> ein Astrologus, wird durch die Stralen vom Himmel verzehret, in dem er glaubt, durch die Kräfftseines Geists selbige zu erleuchten. Aristophanes verliehret die Augen seines Leibes, in dem er durch das Gesicht seines Verstands die Sonne, das Liecht am Firmament, durchtringen wil. Aristoteles wil die Natur des Fluss[es] und Re-Flusses ergründen, laßt sich aber davon selbst verschlingen. Plinius stehet auff dem Bergen-Gibel in Sicilia und wil den Schaden, so anderen entstanden, erfahren, findet aber sein Grab selbsten darinn. Percides<sup>306</sup> wird zum Narren, in dem er der Ursach der Thorheit zu tieff nachsinnet. Diese und viel mehrere Exempel machen ja wahr und klar, daß alle Werck, so aus des Menschen vermeinter Kunst allein entstehen, auch mit ihnen wieder undergehen. Sie gemahnen mich an die geschwätzeten Sternen, welche ihre [39] Nahrung von unten aus den Dünsten der Erden nehmen, die nichts als traurige Fälle bedeuten, auch endlich gar verlöschen, wann ihnen die Materi fehlet. Wie wohl thut man dann, wann man sich an dem Baum hält, so bald man merckt, daß die Äste brechen? Wann wir nur in disen Gründen unsere beste Erhaltung suchen, schadet endlich das Anröhren der schwächeren Zweigen auch nicht. Dises Gifft wird durch gedachtes Antidotum zur Artzney praepariert, daß wir unserem schwachen Geist auffhelffen können. Aber darzu gehört eine stille Ruhe, die man in den [=dem] unverheuraheten Stand am allerbequemlichsten finden kan.

#### 4.18 Knechtische Hausarbeit statt Bildung und Freiheit

Ich kan nicht aussinnen, wie es möglich, daß so wenig Leuth Reflexion machen, daß auch hierinn ihnen die Freyheit eine unaussprechliche Vergnügen gönnnet, die sie in dem Ehestand nimmer geniessen werden. In disem werden sie gezwungen, alle geistreiche Ergetzungen, wie Polycrates<sup>307</sup> seinen Ring, in das Meer der Haufhaltung zu werffen und sich nur Übungen

angelegen seyn lassen, die weder [40] den Geist auffmunteren noch das Gemüth erfrischen. Ihre Gedancken dörffen kein Werck am Rocken [=Spinnrocken], sonder nur die Hande Werck an der Kunckel [=Kunkel: Spindel] haben, wann sie je denen gefallen wollen, mit denen sie leben müssen, wann sie auch nicht durch ihre Männer von diesem allem abgezogen wurden, so wurden sie doch von der Vernunft, Zucht und Höflichkeit angemahnet, den Theil, den sie daran haben könnten, gutwillig fahren zu lassen. Niemand kan zweyen Herren dienen, und ist die Erkantnus das sicherste Licht, so den Rechten vor dem Letzen [=Falschen] zeigen.

Man muß sich selbst verlassen und jenen annehmen. Wann wir nur zu einer solchen Underfahung Vorsichtigkeit genug haben, werden wir erfahren, daß endlich die geringe Geschäft auch ihre Zeit brauchen und wir als das schwächere Instrument dazu aussersehen worden, aus der Noht eine Tugend, aus der Last eine Lust, aus dem Creutz einen Trost zu suchen. Wir haben Zeit genug, diser Meditation abzuwarten und unsere verlorne Glückseligkeit nit in dem Schatten [41] des Widerschalls, gleich einem ausgezehrten Echo, zu suchen, dardurch unser Leiden täglich zu vergrosseren, sonder vilmehr in der Überwindung unser selbst zu zeigen, daß wir wenigst eines besseren Geschicks würdig gewest wären.

Das beste Temperament des Gemüths ist, die Traurigkeit empfinden und sie dann wieder underdrucken können. Man hat sein Lebtag an diser Tugend zu studieren und haben viel an dem End ihres Lebens kaum den Anfang begriffen.

Eudonides, ein griechischer Hauptmann, als er den Xenocratem<sup>308</sup> auff der Hohen Schul zu Athen lesen hören und ihm auff sein Befragen sagte, daß diser ein griechischer Philosoph wäre, welcher suche, disputiere und nachgrüble, in welcher Tugend die wahre

304 Empedokles von Akragas: Naturphilosoph, ca. 500–430.

305 Gemeint ist entweder der Philosoph Zenon von Elea (ca. 490–2. H. des 5.Jh.) oder der Stoiker Zenon von Kition (ca. 334–263).

306 Heute unbekannter Eigenname. Möglicherweise ein Fantasienamen, in dem das Griech. perke = Barsch steckt. Soll der in der Tiefe des Wassers lebende Fisch auf einen «Tiefdenker» hindeuten?

307 Polykrates: Tyrann von Samos; beherrschte ca. 538–522 die griech. Insel. Schiller schrieb 1797 mit Bezug auf Herodot die Ballade «Der Ring des Polykrates».

308 Xenokrates von Chalkedon: Philosoph, 396/395–314/13; Schüler Platons.

Philosophia bestehe, gab er verwundernd zur Antwort: Wofern Xenocrates, der doch, wie ich weiß, das 85. Jahr zurück gelegt, anjetzo erst die Tugend suchet, so möchte ich wissen, was ihme dann noch vor eine Zeit überbleiben werde, tugendsam zu seyn. Sage also, daß diser Philosophus besser thäte, wann er die Werck [42] der Tugend übete, als daß er sie in einem so hohen Alter suchet.

Dises kan ich wol auff die Weiber ziehen; sie haben in dem Ehestand so viel Tugenden zu üben, daß es daher wol die erbärmlichste Grausamkeit ist, daß man nicht Zeit laßt, selbige zu erlernen, ehe sie solche üben können. Ich wil nicht, daß die Elteren ihre Kinder, sonderbar die Töchteren, aufferziehen, daß sie Künste oder Weltweisheit bis zu ihrem Ursprung begreiffen. Dises ist endlich, sonderbar vor die letste, nicht nöthig und wäre es auch eine lautere Unmöglichkiet, solches zu erhalten. Die Impression der Weiber-Verleumder ist so tieff in die meiste Hertzen gegraben, daß jene glaubten, das Gelt in den Bach zu werffen, weil sie ihnen vest einbilden, unsere Kunst könne nicht weiter gehen, als wir von unseren Begirden getrieben werden. Ja, daß diese, wie die Spinnen, die ihrige vergiffet und endlich mit unersetzblichem Verlust selbigen wider zu sich ziehen. Dises ist die Meinung der meisten zu unseren Zeiten; wenig sind, die gesund von [43] dergleichen Sachen urtheilen. Ihre Geister sind etwan von den Paßionen oder durch ihre schlechte Krafft selbst gehinderet und tringen mit ihrem Vernünftlen nicht weit durch. Ihre Meinungen haben fast nichts auff sich. Sie stutzen vor der Klugheit wie die Augen vor der Farbe; sonst wussten sie wol, daß die Kunst den Verstand erleuchtet und die Tugend durch sie die Hertzen von allen bösen Lüsten und Begirden reiniget. Sie wurden die, so zu vielen besseren Sachen fähig, nicht allen zu der knechtischen Haß-Arbeit verstossen. Die zwar können es allein alles hinderen, die mit Glücks-Gütern versehen. Die andern aber müssen Gedult haben und aus der Erfahrung lernen, was den einten in den Bücheren und durch die Praeceptores [=Lehrer] gewiesen wird. Beyde werden endlich die Abenderung aller Dingen gewahren. Sie werden in dem Anfang ihres Lebens die Vergessenheit finden, in dem Mittel desselbigen die Mühe und am End den Schmertzen. Sie werden sich selbst vor den Spiegel der Selbsterkantnus füh-/[44]ren und nicht dem Narcissischen glauben.

Aber disem allem abzuhelffen, wollte ich wol wünschen, daß man sich nichts reuen liesse, sie in der Sitten Lehr auffs Beste zu unterweisen. Wie nothwendig ist

ihnen dise Wissenschaft? Vor den anderen allen liesse ich sie vorbey gehen wie der Schatten an der Wand. Wir sind die schwächere Gefäß. Warum solten wir dann nicht unterstützt werden, da wir doch die schwerste Last tragen müssen? Wir sollen nach unsrer Männer Gesatz zuchtiger, schamhaftter, keuscher, mitleidiger, getreuer, liebreicher, gottseliger, forchtsamer, gedultiger, demüthiger und eingezogener seyn; und diese Künst alle aus uns selbst lernen? Mit diesem Letsten recommendieren [=empfehlen] sie uns das Schnecken-Häußlein und wollen, daß wir es stets mit uns tragen.

Die Aegypter haben ihre Weiber nur mit entblößten Füssen ausgehen lassen, zu verwehren, daß sie entweder gar nicht ausgehen oder doch [nur] einen Augenblick ausbleiben. Plutarchus sagt, daß ein-[45]mal ein Weib zu Rom bey dem Rathauß vorbey gegangen, darüber sich die Männer so sehr bestürztet, daß sie nach dem Oraculo nach Delphis geschickt, um zu vernehmen, was solches bedeute. Dises ist auch die Ursach, daß sie den Namen Frauenzimmer bekommen, weil sie der Kammer hüten und nicht weiter gehen dörffen, als ihnen ihre Gefängnus erlaubet.

#### 4.19 Überhebliche Männer

Dises ist also die erste Liebes-Prob, so sie von ihren Männeren zu erwarten. Die Demuth wird ihnen eingeschärppft, wiewol selbige Gesätz-Geber eine rechte Antipathey davon haben. Diese Hahnen zeigen an keinem Ort mehr ihre Natur und was sie können als auf ihrem eignen Mist. Es kan zwar nicht anders seyn, der muß sich häßlich stellen, der andere erschrecken will. Was suchen aber die Männer mehr, als durch ihre eigne Authorität die Weiber zaghafft zu machen? Ein Schritt, so sie machen, ein Athem, so sie ausser Gewohnheit hohlen, kan sie zu Zeiten allarmieren, und ist bald ein ganzes Heerlager Polder-Geister verhanden [=vorhanden], so [46] dise Unschuldige anfallen. Wenn sie nur mit den Füssen auff die Erden treten, meynten sie schon, es stehe eine gantze Arme[e] Engel in Battaille [=kampfbereit], ihre Gravität [=Würde] zu bezeichnen. Die geringste Bagatellis, die nicht einmal würdig, dass man ihrer gedencke, kan sie bewegen, das Pannter [=Banner] ihres Zorns auffzuwerffen. Mit disen schwartzen Geisteren greiffen sie die gute Weiber so ungestüm an, daß ihnen offt Muth und Blut darüber vergehet. Müssen aber nur wider zu sich selbst kommen, um ihr Elend länger zu fühlen, auch alle ihre Hilffe in den Threnen

[=Tränen] suchen. Sündtgen können und nicht wollen, ist eine überirdische Gabe. Geselle dich nicht zu einem zornigen Mann, und halte dich nicht zu einem grim-migen Mann, du möchtest seinen Weg lernen und deiner Seelen Ärgernus empfangen; dises ist der Rath des Allerweisesten!

Aber wann sich die Boßheit in Unschuld verkleidet und nicht ehender die Larve [=Maske] abziehen will, [als] bis sie, was sie fangen wil, vollkommen verstrickt, was ist es dann zu thun? Fürwahr, man kan alsdan von den allerbesten Gaben, so die Natur mit-/47/getheilt oder die Gesätz der Sitten underwiesen, niemals zuviel haben. Am allermeisten hat man eines recht gottgelassenen Geistes vonnöthen; dann wiewol die übrige Künste und Wissenschaften viel treffliche Lehren an die Hand geben, so sind sie doch nicht genug, wann sie nicht in dem letsten als ihrem Haupt- und Mittel-Punkt auslauffen.

Durch die Erlernung und Begreiffung der Sittenlehren sind wol die Heiden so weit kommen, dass sie durch Gedult, Großmuht und andere Tugenden die allerempfindlichste Anfälle überwunden und das Creutz durch ihre Standhaftigkeit unempfindbar gemacht. Wenig haben es aber mit Freud und Vergnügen angenommen, die allein einem Gott-erbrandten [=entbrannten] Hertzen widerfahren. Von den anderen ertrug es der einte mit Seufftzen, der Zweyte mit Schmertzen, der Dritte mit einer nidergeschlagenen Überwindung, die Letste mit einem blinden Augen-Zudrucken, keine aber mit der süßen Hoffnung, daß dennoch ihr Leiden nicht vergebens seye, sondern ihre Tugend-/48/Crone von dem zu erwarten stehe, der die Hertzen prüffet, welchem sie auch alles heimstellen und mit einer himmelischen Stoicey [=Stoizismus] alles übertragen solten.

Dises ist die Ursach, dass viel Weiber eine verwundersame Unempfindlichkeit zeigen, wann schon bey Legionen garstige Worte und Schand-Titel wie Blitz auff sie zuschiessen, ihnen aber keine andere Reflexion vorbehalten, als sich über diese kurtze Unsinnigkeit zu verwunderen. Wie viel sollen mir dabey seufftzen, wann sie der Ursach nachsinnen, die sie dahin bringet, so aus nichts anders als aus einem Hochmuth herquelllet. Viel Männer meynen, weil sie am Verstand und Wissenschaft ihre Weiber weit übertreffen, sie auch durch viel Arbeit, Mühe und Schweiß diese ernehren, haben sie daher alles Recht, mit ihnen umzugehen nach ihrem Belieben und sie zu verachten billiche Ursach [=haben]. Ach, werden sie dann sagen: Wäre ich doch die, der du dich einbildest zu seyn, und wären hingegen der Tugend

gröste Feinde nach zu ihren übrigen Lasteren, was du würcklich bist.

#### 4.20 Beständige Liebe will von Vernunft geleitet sein

[49] Nicht weiter als bis dahin erstrecket sich der tugenhaftten Weiberen ihre Rach. Denen aber diese Vollkommenheiten schwer ankommen und ihre Natur kennen, dass sich diese nicht gar unter diser slavische Joch bannen lasst, dabey aber lieber gute als böse Tag genießten, müßten einen gantz anderen Methodum an sich nemmen, und zwar die Ruhe zum Zweck und die Tugend zum Geleits-Mann haben, dabey aber reiff überlegen, was sie ihrem Häubteren und dann ihnen selbst schuldig sind. Die Ersten sind sie verpflichtet zu lieben, als liebten sie selbige nicht! Aber wie wenig wird dieses beobachtet. Viel Weiber lieben so übermässig, dass sie darüber zu Närrinnen werden; ihre Affection hat keine Schrancken und sie noch weniger Vernunft, selbige in den nöthigsten Occasionen zu bergen.

Ein tugenhafter Mann ist zwar niemal zuviel zu lieben nach der gemeinen Meynung. Ich halte aber darfür, wann er derselbige bleiben sol, müste man ihn nicht mit diesem Gifft anstecken. Ein doppelte Begierde ist eine zweyfache Liebe; und [50] eine doppelte Liebe ist eine zweyfache Unsinnigkeit. Die Liebe aber ist am allerbeständigsten, die mit Vernunft geführet wird. Diese lehret uns Weiber, unsere Herzen noch so viel zu lieben, als sie uns ihnen in allen billichen Dingen zugehorsamen und selbsten keine Recreation [=Erfischung, Erholung] zu erwehlen, die ihnen nicht mit angenehm, wo immer möglich ihrem Zorn, Ungedult und Unzufriedenheit vorzubiegen, in allem, wo sie eine Complaisanz [=Be-reitwilligkeit] vor uns zeigen, zehen [zehn] hingegen zu erweisen. In Summa uns überal also zu erzeigen, dass es scheine, dass wir mehr in ihren als unseren eignen Gemütheren lebten.

Wo aber dises alles mehr Verachtung als Liebe zu wegen brächte und sie mit der Billigkeit [=Redlichkeit] nicht zu vernügen [=Fügung] stehen, müssen wir uns auch nicht unbeweglich zeigen. Dann endlich, wer dar-nider ligt, über den laufft jederman. Ein unerschrocknes Hertz lasset sich nicht also zubezaunen. Ein verzagtes kommt niemal zu einem edlen Zihl, sonder bleibt immer bey einem unmöglichen Anfang. Disen Krankheiten aber muß bey den Anfängen reme-/51/diert [=beseitigt] werden. Die Erde ist offt nicht so bequem, Unkraut und

Dörner zu tragen, als eine unzeitige Gedult bemächtiget allerley Ungezieffer, aus dem bundten Feld der edelsten Gemüther hervor zu bringen. Wer seinen Gewalt misbraucht, um nur ein verhartete Eigenwilligkeit zu unterstützen, hauet ihme se/[l]bst die Wunden mit seinem eignen Messer. Dann in disen Fällen sol der Sonne der Gedult so lang ein Vorhang umgezogen werden, bis ein verderbliches Clima ihre Strahlen auff ein nothwendigere Weiß benötiget. Der Donner wird durch Lösung der Stucken als einem Gegenhall verminderet und die Wolcken aller bösen und groben Dunsten vertheilet. Aus dem grössten Gifft wird auch das kräftigste Widergifft gezogen und dienen beyde zur Artzney, wann man sie zur rechter Zeit gebraucht. Was ich hierdurch sagen wil, laß ich einem Verständigen zu urtheilen über.

In diesem Streit aber unüberwindlich zu bleiben, ist nichts besser, als sich niemal darein zu begeben. Die allermuthigsten Weiber fechten vielmehr ihr Lentag [52] mit dem Schatten und kriegen nur ein Hand voll Wind gegen der Glückseligkeit der jenigen, so in disen Streit sich nicht einlassen müssen.

#### 4.21 Wider die Heirat um des Geldes oder der Schönheit willen

So behertzigt das ihr, die ihr dises Gut geniesset, und lasset euch nicht so leicht durch die Falschheit verführen. Betrachtet, daß man heut zu Tag Tugend und Schönheit des Leibs nicht so hoch als in der Belagerung Samariae<sup>309</sup> den Tauben-Mist schätzet. Ein edle Romeerin Martia genannt, eine sehr reiche und junge Wittib, war gefraget, warum sie sich nicht mehr heurahnte, und antwortete: Weil ich keinen Mann finden kan, der mich mehr als mein Gelt liebete. Climene<sup>310</sup> hat alle Nächte weinend in ihrem Ehestand zugebracht, weil sie sahe, daß ihr Periseus<sup>311</sup> mehr in ihren Reichthum verliebt als in sie; ja lieber bey disem ligen wollen als bey ihr. Die alchymistische Sonne ist es, so diser Zeit alle Hertzen ziehet, in ihnen ist die Liebe, die Nadel, so ihre Gesichter nach disem angenehmen Pol hinwendet.

Wie viel brauchen [=bedienen] sich der schönen Redens-Art und sagen, sie wolten auch [53] Weiber mit Hundsköppen vor die ihrige erwehlen, wann sie nur Gelts genug dabey hätten; wiewol sie dabey die äusserliche Schönheit ihrer Leichtfertigkeit zum Ziel setzen. Ja, alle ihre Vergnigung in den umschweiffenden Augen, die sich zu der Keuschheit schicken wie eine Heugabel in die Messer-Stecke, in den gemahleten Wangen,

welche gleich ihrem Gemüth mit falschen Farben spielen und in einen solchen Irrgarten, dessen Früchte nur den Schlangen und anderem Ungezieffer Nahrung gibet und folglich pur lauteren Eitelkeiten suchen, ja, sich so darinn verwirren und verwickeln, bis sie in die Strick des Unglücks gefallen und der verzweiffelten Liebe gefangen bleiben.

Sehet dises, dises ist der Anfang, das Mittel und das Ende vieler von dergleichen Leuthen, die nur auff Gelt und keine Tugend sehen, indessen sind es eben die, die sich in die allerangenehmsten Gestalten verstellen können und die Einfalt betriegen. Es nimmt mich doch wunder, daß der Spiegel des Gesichts, wann keiner in dem Gemüth vorhanden, den Hässlichen [54] nicht weiset, daß man nicht sie, sonder ihr Gelt suchet. Die Schönen ohne Gelt aber solten ihnen [=sich] auch die Rechnung machen, wann die Liebe nur auff die Schönheit allein gerichtet, sie unsinnig, unbeständig und verderblich, ja, so bald ihn [=die]selbige vergehe, auch die Liebe weichen werde und hingegen 1000 Verdruß auff sie warten. Alsdann werden sie finden, daß die Lust, so in dem Ehestand anzutreffen, meisten theils Unlust gebähre. Es ist der Ort, da sie von den Betrübnissen überfallen, von den Freunden verlassen, von den Sorgen angefochten, von dem Eyffer gefressen, von den Unbillichkeiten gequält, von dem Zorn beweget, von den Widerwertigkeiten erschrecket, von den Schmerzen ausgezehret, von den Kranckheiten in kurtzer Zeit getötet und endlich zu disen Verdrüssen den ärgsten haben werden, daß sie ihnen [=sich] dises durch ihre eigne Thorheit zugezogen. Denen aber wird dies alles nicht widerfahren, die sich nicht müssen binden lassen, sonder bereits Meister über sich selbsten worden oder die etwann so gütige Elteren haben, die [55] sie nicht wider ihre vernünfftige Ausrechnungen in die Ehe zwingen wollen; die aber ungeachtet disem allem ihr Gemüth von einer närrischen Paßion regieren lassen und nicht vielmehr die Mühe nemmen, selbige durch wahre Vernunft wiederum zu tilgen, welches sie leicht thun könnten, wann sie nur selbst wolten.

Dann gleich wie das hitzige Element des Feurs, wann es noch nicht in Flammen gerahten, leicht kan gelöschet werden, wann es aber überhand genommen, nicht mehr

309 Erstes Buch der Könige im AT.

310 Klymene: Tochter des Okeanos und der Thetys; Mutter und mitunter auch Gemahlin des Prometheus.

311 Wohl fälschlicherweise Perseus statt Prometheus.

in unserer Macht stehet zu dämpfen, also ist es auch mit diser thorächten [=törichten] Affection beschaffen, und kan man sich iho mit dem Schilt des Verstands widersetzen, alle ihre Pfeil ohne Verletzung auffangen. Ja, wann schon in dem ersten Anwurff sich etwas verwundt spüret, einen tugenhaftten Eiffer wider seine eigene Schwachheiten und einen hertz-schmitzenden Verdruß über dises verächtliche Thun der Liebe hägen [=hegen], als die unsere guldene Freyheit vergraben und uns zu Slaven und Leibeigenen machen, ja, gar unser Leben rauben will; dann wer diser Unsinnig-/56/ keit Gehör gibet, lebet in einem frömden Leib, ja, er lebet gar nicht, in dem er die Vernunft nicht mehr gebrauchen wil. Was ist mehr spöttisch als närrisch seyn? Warum müssen die Sinnlichkeiten, welche durch eine selbsterdachte reitzende Lust uns zu der Eitelkeit verführen, uns mehr abgewinnen als die Tugenden, so zu der Frömmigkeit nöhtigen?

Ich habe schon längst gehört, gelesen und selbst überlegt, daß zu Untersuchung einer Sach, die uns mehr als unser Leben koste, die Fürsichtigkeit am allernöthigsten. Wo diese recht underweiset, kan man sich diser Wuth leicht entschütten [=abschütteln]. Wann die Pest an einem Leib stehet, so wird derselbige in einem Augenblick mehr abgemattet als von der langwirrigste Krankheit, und sihet man, daß das Gifft, wo nicht bey Zeiten remediert [=Abhilfe geschaffen] wird, das Hertz bald durchfrisset. Eben also hat es auch eine Bewandtnus mit diser augenblicklich entstehenden Zauber-Liebe, welche durch die gifftige Stralen der Augen als ein Basilise [=Basilisk] das Hertz infiziert, den Verstand verrückt, die Sinne anflammt [57] und den Menschen seiner süssesten Ruhe vergessen macht. Einmal ist diese Liebe allein die blinde Leiter, so das meiste Frauenzimmer ins Verderben führet, sonst wurden sie sich nicht in einem Augenblick denen übergeben, die ihnen nur von Gestalt bekannt und deren Humors sie noch keine einige [=eigene] Wissenschaft haben. Durch diese falsche Brillen sehen sie den Kaht [=Kot] vor Gold an. Sie gebrauchen sich eines Tubs,<sup>312</sup> dardurch ihnen wunderschön, was andern abschröcklich hässlich vorkommet.

Man schreibt von der Hipparchia,<sup>313</sup> daß sie öffentlich disputieret, Apelles<sup>314</sup> werde niemal capabel seyn, die schöne Gesicht-Bildnus und Gestalt ihres Cratis<sup>315</sup> zu entwerffen. Wiewol andere gesagt, er habe einen so artigen Mund gehabt, daß dessen Anfang und End bey den Ohren zu finden geweßt, und seyen ihm die Leffzen<sup>316</sup> wie eine halbe Kälber-Haut mitten herunter gehanget, seine Nase seye auch so klein formiert geweßt,

daß wann er genossen, der Hall oder Klang erst in einer Viertelstund zu den Ohren kommen, habe sonst nur einen Hogger [=Höcker] gehabt, aber so [58] abschröcklich, daß wo er sich auff das Feld gelegt, selbiger wie ein Berg ob sich gestanden und den gantzen Leib überschattet, also daß er ihm vor ein Tach gedienet, welches der Sonnen-Strahlen und Regen auff heben können.

Diser Gesichts-Betrug ist noch nichts gegen den Gemüths Irrthummen zu rechnen. Welcher kan sich besser verstellen als der Teuffel? Kan er nicht ein Engels-Gestalt an sich nehmen? Eben so machen es jene auch, so nicht von den Tugenden, sondern den Gelüsten und Begirden des Reichthums getrieben werden. Die Letsste haben zwar vor den anderen einen grossen Vortheil, weil ihre Sinne von keiner so thummen Paßion, als die Liebe ist, verdunkelt werden; gelangen also am ehesten zu ihrem Zweck, weil sie durch ihren Schalcks-Geist die Neigungen und gantze Natur der Person, der [=die] sie fangen wollen, bald ergründen. Ist sie keusch, so erheben sie diese Tugend über alle andere und ist Josephen seine nur Pagatellen gegen der ihrigen geweßt. Ist sie fromm, so werden sie so viel heilige Einfäll von [59] ihnen hören, daß diese albere Engel glauben, die Bibel seye von ihnen übersetzt. Sind sie sittsam, demüthig, gedultig, sparsam, so werden sie wieder in diese Häute schliefen [=schlüpfen]. Aber: O, wie erfähret man oft, daß bey diesen Gewächsen mehr Distel als Rosen, in diesen Fassen mehr Hepff [=Hopfen] als Wein, in diesen Schätzen nur Schaum und kein Gold! Wie viel sind oft schädliche Laster dahinder verborgen, die unsere Augen mit der Tugend-Decke blenden? Wie manche gibt es, die die Bosheit in dem Hertzen behalten und indes in die Heiligkeit sich verwandeln?

Wann wir schon ein schärffer Gesicht hätten als Lynceus,<sup>317</sup> Augustus und Strabo,<sup>318</sup> da der erste sechs und viertzig und drey Viertel Meil sehen können, der

<sup>312</sup> Tubus: hier in der Bed. eines optischen Rohres gebraucht.

<sup>313</sup> Hipparchia: \*um 340 v. Chr. in Thrakien; Gattin des Krates von Theben; Anhängerin der kynischen Philosophenschule.

<sup>314</sup> Apelles: \*etwa 375–370, einer der bedeutendsten Maler der Antike.

<sup>315</sup> Krates von Theben: ca. 365–285, kynischer Philosoph; Gatte der Hipparchia.

<sup>316</sup> Lefzen: schlaff herabhängende Lippen bei Hund und Raubwild.

<sup>317</sup> Lynkeus: einer der Argonauten; sein Blick war so scharf, dass er sogar die Erde durchdringen konnte.

<sup>318</sup> Strabon: Historiker und Geograph, \*64/63 v. Chr. in Amaseia (Pontos).

ander so klare Augen gehabt, dass sie die Strahlen wie die Sternen von sich gegeben, der letzte aber, so auff dem Vorgebirg Siciliae gestanden, zehlen können, wie viel Schiff von Carthago ausgefahren. Könnten wir doch niemal sehen, wo diese Schlangen verborgen ligen, wann sie sich in diese schöne Felder verkrochen.

#### 4.22 Frauen wie Engel, Männer wie Teufel

/60] Wie oft sehen sich die Weiber von denen, die Händ küssen, die ihnen nachgehends dieselbige gern abbeissen wurden, die die treffeste Reverenz machen, als Knecht und Diener sich in allem zu erweisen, sie Göttinnen, Engel, Sonnen, einige Schätz und Hertz nennen, ja, über die Himmel erheben, die sie doch nach der Zeit kaum auff Erden leiden können, sie schlimmer als die Mägde halten, diese schönen Namen an die aller-satyrische auswechseln. Alsdann wird ihre Freud zerschmetteret, wie das Eysen unter dem Hammer, ihre Schwachheiten durchgezogen wie der Flachs durch die Hechel, ihre Gedult geängstiget, wie die Häring in der Thonnen, ihre Gesundheit verquetscht, wie die Trauben under der Preß, ihr Willen gemarteret, wie der Lumpen under dem Stampff, ihre Hoffnung zerrißen, wie Farb under dem Reibstein. In Summa: Sie werden überall von aller irdischen Glückseligkeit geläuteret und gescheiden in dem Kolben der Ehe, wie das Gold von dem Kalch. Dieses ist der Zustand der meisten, so ihre Freyheit /61/ verkauffen und widerfahrt es den Tugendhafften öftters.

Viel Männer halten davor, sie dörffen seyn wie die Teuffel, die Weiber aber müssen Engel bleiben. Wann man hieran zweifelt, so frage man die Welt. Wann diese Betrachtungen nicht statt haben [=stattfinden], so erlerne man es aus den Beyspielen. Führen nicht auch sonst die allerglückseligsten Ehen, neben der süßen Liebe, so aus der Tugend Verbindung allein fließt, ihren Stachel mit sich, obschon die Zuneigungen, so aus der Tugend nach der Tugend sich sehnen, das Band einer himmlischen Ehe erzeigen und diese so hoch zu erheben, als jene zu verwerffen, so hoch zu lieben, als jene zu verachten. Ungeacht dessen allem ist doch von ihrer Glückseligkeit gegen denen, so den freyen Stand geniesen oder geniessen können, fast zu urtheilen wie die Aertze von den Pfifferlingen, daß nemlich die Beste nichts nutzen, als die Gesundheit zu verderben.

Die ist zwar glückselig, die einen tugendhafften Mann bekommt; die ist noch glückseliger, die keinen

haben muß. /62] Man dencke doch nach, daß der Mensch also geartet, daß er in keinen Dingen Ruh zu finden weißt.

#### 4.23 Keine Freude ohne Leid

Ist man in dem Ehe-Stand nicht mit Kinderen gesegnet, so murret man zu Zeiten mehr wider Gott und heißt da auch, schaff mir Kinder oder ich sterbe. Haben wir dann, so sind die Kinder-Schmertzen und löschen die Vergnügen, so wir von ihnen gehoffet, mit unserem Leben aus. Mit Kranckheit und Pein müssen wir sie tragen und gebähren, das ist unser Sünden Zoll. Was brauchts dann nicht vor Mühe, bis sie erzogen, ernehret und auff den Tugend-Weg gewiesen? Wann sie auffs Höchste gebracht, werden sie etwa durch den Tod aus den Augen gerissen. Wie versündiget man sich dann oft durch unmäßiges Betrüben?

Solon, einer von den grossen Weltweisen, wird schier darüber zum Narren, durch den vermeinten Betrug, der ihm von Thalete,<sup>319</sup> den er zu heurahten bereit wollen, gespielt, welcher auch seine erste Meynung befestiget und zu Solon sagte, ich versichere dich, mein Freund, zweyer Dingen: /63/ Fürs Erste, daß dein Sohn lebet und zum Anderen, daß ich niemal meinen Stand verwechseln werde.

Hat man dann ungerahnte Kinder, wie viel Elend, Creutz und Kummer führen diese zu? Es wären ja viel Bücher von diesem allein zu schreiben. Oft verlieren sie ihre Vätter in der Jugend und verbleiben neben den Mütteren so verlassen hinder, daß nichts Erbärmliches zu erdencken ist. Was ist doch Schmertzlichs, als diejenigen verlieheren und von ihnen gerissen werden, die in zwey Leiberen nur eine Seele haben, deren Willen, Verlangen, Sinne, Thaten, Gedencken, Wünsche, Ergetzungen, Liebe, Freud und Glückseligkeit in einer verbundnen Einigkeit bestanden. Alsdann wil eine Artemisia nicht länger leben, als bis sie die Aschen von ihrem Leben in sie versencket. Paulina<sup>320</sup> beefferet ihres Senecae frühzeitigen Tod unnd reisset die Wunden mit solcher Macht auff, daß keine tyrannische Grausamkeit

<sup>319</sup> Ablativ zu Thales.

<sup>320</sup> Pompeia Paulina, die Frau von Seneca, die sich nach dem Suizid ihres Mannes ebenfalls das Leben zu nehmen versuchte.

sie zurück halten kan. Aria wil mit ihrem Cecinna<sup>321</sup> sterben, ungeacht alles Verwehren ihrer Töchteren /64/ und Söhnen. Die Pandora, des Königs in Persia Gemahlin,<sup>322</sup> ersticht sich lieber, als daß sie sich einer neuen Liebe ergibt. Pisea<sup>323</sup> präpariert den Gifft selbsten, dem Elend ihres Gemahls, der schon etlich Jahr in einer erschröcklichen Kranckheit lag, daß die unleidenlichen Schmertzen nicht anderst, als mit Gewalt könnten abgetrieben werden, gehet ihne /ibm/ vor und nimmt den Gifft zu erst, der sie beyde getötet.

Dise waren Heiden, und war zwar diser Selbst-Mord in ihrer Religion gebilliget, ja, sie hofften dardurch, ewig zusammen in den Eliseischen Felderen<sup>324</sup> zu wohnen oder doch allzeit ungescheiden zu bleiben. Den Christen ist durch besseren Underweiß ein solcher verzweiffelter Weg zu selbsteingebildeter Vernügung abgeschnitten. Darum währet ihre Marter so viel länger und scheidet sich auch nur in dem Tod von ihnen, jedoch in der einzigen Hoffnung, ewig wieder zusammen zu kommen.

Sehet dises und anders, dessen Mänge zu beschreiben, mir viel zu verdrüßig vorkäme, ist, was die Aller-glückseligsten zu /65/ erwarten haben: Die Allervoll-kommnesten werden niemal unbenetzt durch dises trübe Gewässer gehen. Es sind die Gewässer, die nur so lang wie Mauren über sich stehen, bis ihre Liebsten das Meer diser Welt durchgangen und in das Himmelsche kommen; alsdann fallen sie wieder nider und ersauffen, die ihnen nachjagen in der Traurigkeit. Dises sind die leibliche Trubsalen, die der Apostel vorverkündet und mögen sich daher diese dahin präparieren, die durch die allweise Verordnung des Himmels in disen Stand gerahten.

Welcher sich zum Unglück rüstet, findet es endlich nicht halb so schmertzlich als die, unbereitet gefunden werden. Darum hab ich ihnen auch eine solche Liebe gerahten, welche von der Vernunfft geregieret, ihren Fuß auff den Grund der wahren Gottseligkeit setzet, die mächtig genug über alle Furcht und Noht zu herrschen. Aber hierzu gehöret eine Herculische Unablässlichkeit, eine Codrische<sup>325</sup> Lebens-Verachtung oder, vilmehr als diese, eine Jobische<sup>326</sup> Gedult und eine Davidische Standhaftigkeit, ein Abrahamischer /66/ Glaub und die Gelassenheit aller Heiligen; dann bey dem Recht-Weisen an statt einer unbezämten Traurigkeit oder gar zur Erden klebender Liebe entspringt eine in der Zu-versicht Gottes Felß bevestete Standhaftigkeit und eine sanftmühtige Bescheidenheit, wie dem Heraclito vor dem Zorn die Zehren [=Tränen] und dem Democrito das Lachen.

#### 4.24 Von gnädigen Herren und untertänigsten Dienerinnen

Dises alles aber ist viel leichter zu sagen als zu üben und möchte wol ich selbst eine von den geringsten Gedult-Schulerinnen seyn. Ich wil aber bald enden, nur allein noch den Betrug denenjenigen vor den Augen wegthun, die etwa sich einbilden, in einem hohen Stand mehr Glück als in dem nideren zu haben, worinnen sie sich meistens übel betrieben. Ich will nicht/s/ sagen von dem höchsten Stand, dann bey solchen Personen stehet nichts in ihrem Willen. Sie müssen sich richten nach ihres Stats Nutzen und haben mehr als vor sich allein Rechnung zu geben. Die Sonne kan ihre Strahlen nicht /ver/ bergen, wann sie ihrem eignen Glantz nicht schaden wil. Diese sind endlich so viel /67/ an die Gesätz gebunden als die Gesatzt an sie und gehen wir sie still-schweigend vorbey.

Der gräfliche, freyherrliche oder sonst adelich ist wol der unglükseligste Stand für das Frauen-Zimmer. Wo es heißt gnädige Herren, heissen die Damen underthänigste Dienerinnen, wo nicht in Worten, doch in Wercken. Jene sind nicht an so viel Schlaufferey als diese gebunden. Im Anfang setzt man ihnen hundert-äugige Argos,<sup>327</sup> die alle Schritt ausmässen, alle Gedancken abzihlen, alle Gebärden beobachten, alle Winde beurtheilen, alle Blicke verfälschen und alle ihre Tugenden be/eiffern. Was richtet nicht die Jalouxi [=Eifersucht] unter diesen an? Melinus<sup>328</sup> hat seine Gemahlin allezeit an Ketten

321 Caecina Paetus, verheiratet mit Arria der Älteren. Von ihr stammt das berühmte «Paete, non dolet»/=o Paetus, es schmerzt nicht/ vor dem gemeinsamen Suizid mit ihrem Mann.

322 Eine pers. Königin mit Namen Pandora ist nicht bekannt.

323 Pisaea ist in der Antike Hippodameia, die Frau des Pelops. Diese Erläuterung ergibt allerdings im obigen Zusammenhang keinen Sinn.

324 Elyisches Feld: In Homers Odyssee ein Ort der Seligen an der Grenze der Erde.

325 Kodros: Sohn des athen. Königs Melanthos; verhindert durch seinen Opfertod auf Grund eines Orakels den Sieg der eingefallenen Peloponnesier über Athen, worauf die Athener ihm zu Ehren beschlossen, keinen König mehr zu wählen.

326 Job (auch Hiob): Gestalt des leidenden Gerechten im AT.

327 Argos (lat. Argus): der hundertäugige Wächter der Io, einer Geliebten des Zeus.

328 Ein Melinus ist nur aus Ciceros Rede «Pro Cluentio» bekannt. Bei diesem kam es zur Scheidung von seiner Frau, damit er seine Schwiegermutter heiraten konnte. Es ist bei Cicero in diesem Zusammenhang nur von nicht näher bezeichneten «iniuriae» die Rede.

gehalten, wie eine Sclavin. Caricleas ein Macedonier, hat die Mucina, seine Liebste, allezeit in einem Zimmer gehalten, da keine Sonne in das Gemach hinein fallen könnte, dann er beeifferte auch den Tag. Menander,<sup>329</sup> ein Weltweiser, heurahtete sich mit dem hässlichsten Weib, das er finden könnte, vergab ihr aber gleich dar-/68]auff wieder, nur aus Sorg, daß sie ihm nicht treu bleiben möchte. Indessen machen sich jene gemein mit vielen anderen Dames und wird von ihnen gesagt, daß sie die Concubinen zu täglichem Auffwarten, die Huren zur Wollust und die Ehe-Weiber zur Kinder-Zucht underhalten.

Es ist nichts Neues, daß man zu allen Stunden von denen Treu und Liebe begehrt, denen man doch keine zu halten verlangt; als wann man sie uns nicht so wol als wir ihnen schuldig wäre. Die Keuschheit ist zwar eine Eigenschafft, die den Weibsbilderen natürlich ist, und werden die billich vor rechte Monstra gehalten, die solche nicht conservieren. Ein schön Weib ohne Zucht ist wie ein Schwein mit einem guldenen Halsband oder ein recht ausgeschmücktes Elend. Solche gemahnen mich an jenen kostbaren Tempel, der mitten in Damasco liget, an sich selbst so mächtig erbauet, daß die Sinne genug daran zu bewundern haben. Wurde man aber einen Gott darinn suchen, so fände man den Teuffel in allerley thierischen Gestalten.

[69] Die Weiber haben Gewissens genug, daß sie sich nicht mit Hinansetzung ihrer Tugend an ihrer Männer Leichtsinnigkeit zu rächen begehrn. Die Octavia underliesse darum nicht, ihren Marcum Antonium einig [=innig] zu lieben, ob er schon mit der Cleopatra zuhielte; und wann andere schon die Liebe in solchem Fall in Verachtung wenden, so bleiben sie doch dabey der Keuschheit zugethan.

Aber diese gehtet das männliche Geschlecht offt wenig an; sie lassen ihren Antheil zu willig fahren. Alexander liesse zwar einige Bezwigung seiner Begirden sehen, als er des Darii [=Darius] Weiber gefangen hielte. Er hat sich aber dieses Zwangs bald abgeholfen, wie er in Bekantschafft mit den Heldinnen in langen Hosen kommen. Scipio schickte eine schöne Jungfrau ihrem Bräutigam wiederum zu, da sie ihme zugeführt worden. Ehr und Würde war damal stärcker als die Liebe. Xenocrates<sup>330</sup> schluge dieses in Ansehung der Phryne auch aus, theils aus eben diser Ursach, theils rührte diese Kaltsinnigkeit aus seinem Alter her.

[70] Das ist aber eine schlechte Keuschheit, die sich nur zeiget aus Zwang der Notht und nicht der Warheit. Der Verstand wird alsdann auff die Prob gesetzt, die

Gedechtnus bezwungen, das Hertz verfälscht und der Wille verlarvet [=maskiert]. In Summa: Ich glaube allerdings, man könne von den keuschen Männeren sagen, was jener von den guten Königen, daß ihre Namen in einem kleinen Ring Platz hätten. Der den Alexandrum abmahlete, so eine Narbe auff dem Backen hatte, mahlete ihn, den Finger drauff haltend, ab. Gleich also sollte man auch die fromme Männer abreissen und ihnen die Streimen [=Striemen] verdecken, so ihre Schwachhertzigkeit zeigen. Wir könnten in disem Verstand die Worte Salomons etwas verenderet applicieren und uns einbilden, unter tausend Menschen wären viel Weiber zu finden, aber vielleicht keine Männer unter allen.

Jener vergleicht die Weiber dem ersten Zeug oder Materi, welche mit ihrer Ungestalt nicht zu frieden, sonder eine hefftige Neigung zu allen anderen Gestalten [71] habe, wollte dadurch nichts anders zeigen, als daß die Weiber in ihren Appetiten eben so gegen den Männeren gesonnen als wie die Materi gegen der Form.

Aber lasset uns dieses nicht verdriessen und etwa auch betrachten, was sich von ihnen sagen lasse. Eben die, so uns hierinnen am heftigsten anklagen, zeigen offt das Widerspiel am wenigsten. Eben der, so wegen seiner überirdischen Wissenschaften mit Billichkeit der Allerweiseste unter den Menschen heisset und der uns nachgehends die allerherzlichsten Lehren gegeben, hat durch diese unsinnige Lust als ein Höllen-Feur sich von seiner Keuschheit gereiniget, in selbigem Rauch seine Klugheit verblendt und die allerunausdencklichste Thorheiten begangen. Man hat auch sonst die grössten Weltweisen auff dem thorachtesten [=törlichtsten] Pfad angetroffen. Vielen hat nichts gefählt, als daß sie dem Jupiter die Kunst nicht abgelernet, sich in einen guldenen Regen zu verwandlen, dadurch sie ihre unreine Lust büßen und ihre Unholden ergwinnen könnten. Den Demosthenen<sup>331</sup> hielte nichts [72] ab von seiner schandlichen Begierd als die zehen tausend Drachmae, so die Lais von ihme forderte. Meist alle Gröste der Weltweisen sind von diser Pest übergifftet gewesen und haben sich diser allgemeinen viehischen Vermischung theilhaftig gemacht. Jupiter klagt über die Stärke diser Liebe. Mars verlaßt seine Waffen, Apollo seine Harffen, Pluto sein Reich. Vulcanus empfindet diese Brunst viel hefftiger als alle seine glüende Oefen.

329 Menander: griech. Dichter, 342–291; bedeutendster Vertreter der neuen attischen Komödie.

330 Siehe Anm. 308.

331 Demosthenes: griech. Redner und Staatsmann, 384–322.

Indessen gibt es gleichwol auch unter den Männern, die durch Erkantnus der Tugenden disen Schlangen wissen den Halß zu treten und wo sie sich zu schwach befinden, selbige vollkommen auszureuten [=auszuroten], durch eine wolbedachte Wahl in dem Eh-Beth völlig zu begraben suchen. Nur daß sich unter den Männern keiner diser Vollkommenheit überall berühme und wider uns sich zu sehr ereiffere. Selbst die Leviten<sup>332</sup> sind nicht ausgezehlt, man lege es dann nach ihrer Meynung aus: Sie sagen, weil die Theologey von der Liebe unzertrennlich seye, borge sie bis-/73/weilen der anderen ihr Entzündung und dahero kommt es, daß offt die Geistlichen weniger Maß in ihren Paßionen als die Weltlichen haben. In Summa: Sie sind niemal frömmter als an dem Ort, da sie in Gedancken stehen, den Himmel allein auszufüllen. Man sihet ja, daß ihre Haushaltungen gantz mit Kinderen angefüllt und alles von disen Himmels-Planeten zwitzeret.

#### **4.25 «Der Ehestand hat nichts als Angel und Strick»**

Aus allem zusammen haben dann die, so in der Unschuld leben, zu schliessen, wie hoch sie ihre Freyheit zu schätzen haben. Bewahret diese, wollet ihr anderst nicht an, statt des Segens den Verlust klagen. Der Ehestand hat nichts als Angel und Strick, der ledige aber Scepter und Cronen. Wo die Gottseligkeit das Fundament, die Keuschheit der Baum und die Freyheit der Regen, entspringen mehr Blumen als Soldaten aus den Dracken-Zähnen, welche Cadmus<sup>333</sup> gesäet. Auffs Wenigste können sie in Vollkommenheit würcken. Sie werden durch kein irdisch Absehen verhinderet; sie müssen niemand als ihnen selbst dienen. Ihre Hände /74/ werden nicht hinderhalten, Guts zu thun. Sie können mit der Thabitha<sup>334</sup> Kleider den Armen würcken; sie können mit ihrem Reichthum ihnen Schätz samlen, die keine Würme verderben und keine Motten fressen; sie können ihre Demut in der Verachtung der Welt, ihre Liebe in einer tugendhaftten Freundschaft, ihre Gedult in Belachung böser Nachred, ihre Standhaftigkeit in allen anderen Leiden, ihre Sanftmuth in Annehmung der Feinden, ihre Frommkeit in dem Umgehen mit Gott, der Dauben Einfalt und der Schlangen Klugheit und in allem Wandel ihre Vorsichtigkeit blicken lassen. Mit disen müssen sie ihre Keuschheit wie mit Dörnen verwahren und als mit Mauren umschantzen, sich der männlichen Gesellschaft überal entschlagen oder wenigst nur

verheurahtete, tugendliebende Personen erwehlen, von denen sie nichts zu fürchten haben. Dann der Weiber Gesellschaft allezeit allein ist ins gemein die verdrießlichste von der Welt, wann sie schon mit gutem Geist begabet sind und in allerley Discursen Satisfaction geben können. /75/ Oder ich wil endlich, daß dise uns nahe, jene aber fern underhalten.

Es sind keine schönere Strahlen, als die uns nit ins Gesicht fallen und mit ihrem Glantz beschwärtzen. Die H. Jungfrau Maria entsatzte [=entsetzte] sich vor dem Engel Gabriel zweifels ohn, weil er ihr in Gestalt eines Manns erschienen.

Einmal ist Mißtrauen weit besser als zu viel getrauet. Der seinen falschen Kräfftten glaubt, wird von denselbigen betrogen und verführt; und sind dahero die wol die größten Thörinnen, die alle Mittel vor die Hand nemmen, sich beliebt zu machen, die ihre Schönheit, ihre Gelehrte, ihre Geschicklichkeit und Freundlichkeit anwenden, andere zu bezauberen und durch dises Sirenen Gesang die Unschuldigsten ins Verderben zu locken.

#### **4.26 Fehlende Kenntnis des für die Bildung grundlegenden Lateins**

Weil ich an diesem Ufer angefahren, muß ich mich noch etwas darinn auffhalten und sagen, daß mich duncket, daß wann einige hohen Sachen ergebene Gemüther in der Einsamkeit sich auff dises legen und solches ihre irdische Ergetzung seyn lassen, da etwan andere in artiger /76/ und kunstreicher Hand-Arbeit ihre Freud suchen, massen [=weil] die Inclinationen [=Vorlieben] unterschiedlich, selbige doch mehr ihnen selbst als anderen sollen familiar werden, wofern sie nicht mit Reu zu erfahren begehren, was sie mit Vorsichtigkeit hätten erlernen sollen.

Das ist gewiß, daß die Weiber niemal mit Grund von den schwersten Sachen werden reden können,

332 Leviten: Angehörige des jüd. Stammes Levi, die mit den Aufgaben des Priesteramtes betraut waren; Tempeldiener.

333 Kadmos: Sohn des Agenor; kommt auf der vergeblichen Suche nach seiner Schwester Europa durch die halbe Welt; dabei erschlägt er einen heiligen Drachen, dessen Zähne er auf Anraten Athenes in den Boden sät; aus diesen wachsen sodann bewaffnete Männer. LAW, 1457–1458.

334 Tabita: In der bibl. Apostelgeschichte (9,36) eine Jüngerin Jesu; bekannt durch ihre Hilfsbereitschaft wie auch ihre Fertigkeiten als Näherin; nach ihrem Tod von Petrus auferweckt.

wann sie nicht der lateinischen Sprach erfahren, wiewol von sonsten meynen sollte, die Weisheit könnte alle Sprachen reden. Indessen aber ist das, was man uns in der Jugend underweiset, so nichts und das, was wir aus uns selbst begreiffen, so unvollkommen, daß, wo wir mit disen Flügeln allein fliegen wollen, die Reputation unsers Geists mehr ersäufft als in den Himmel gezogen wird. Mir mangelt so wol Demuth als Muth hierzu. Ich habe weder Hertz zu schreiben noch Gedult, daß ich mich könne belacht sehen, wann ich von höheren als gemeinen Sachen redete, und ist also dises die Schuld, daß meine und meines Humors [=Wesensart] gleichen-de Sinnen in dem Staub [77] der Unwissenheit ligen bleiben, weilen die andere sehr weit durchdringen, ja, keine Gefahren mehr achten, in dem sie sich berühmen, von dem zu leben, was viel tödet.

#### 4.27 Die gute Wahl der Freunde

Es gibt zwar auch unter Millionen eine dergleichen Wunderen; aber die meisten betriegen sich oft er-schröcklich. Die Begird, mit denen sich zu unterhalten, mit denen sie Nahrung finden, bringt ihnen nach und nach so viel Gifft bey, daß eins von dem anderen ange-zündet, beyde von den Paßionen überfallen, die sie als ein durchfressendes Übel in ihrem Gemüth beherber-gen und oft dadurch an Gemuths- und Leibs-Kräfftten entblößt werden.

Sag man mir, was man wil, *[der]* welcher sich mitten unter seine Feind waget, traget einige Begird, von ihnen überwunden zu werden. Die Venus verachtet die Einsamkeit und Stille; die aber gefallen ihr am besten, die mit so grossen Verlangen aller Gattung Gespräch suchen. Man hat niemal mehr Weisheit vonnöhten, als in der Wahl der Personen, [78] mit denen man umzugehen verlanget. Dann die Frommen haben nicht so viel Macht, die Boshafftigen und Leichtsinnigen zu enderen als aber die Gottlosen, Frechen und Unkeuschen, die Frommen zu verführen. Wann man in der Sonne lang reiset, wird man leicht schwartz. Es ist ein bekanntes Übel, daß uns die Kranckheit eher kan anstecken, als die Gesundheit mitgetheilet werden. Und das geschi-het denen am meisten, die ihre Freund zehlen und sich dabey selbst vergessen. Daher Plato nicht übel gesagt, die Weiber seyen beydes, der [=die] Freunden und der Feinden benötiget, dann die Erste rahten zu der Tu-gend, die Andere verrichten die Laster. Mich duncket auch mehr möglich, ohne Sinnen zu leben, als ohne die

Ersteren sich in der Welt zu ergetzen. Es ist des Glücks grösste Gabe oder vielmehr ein Gut, das alle andere übertrifft: Es ist nicht ungemein, daß man viel Feind zugleich liebet und noch weniger, daß einer mehr als andere geachtet wird.

[79] Ist die Liebe das Gewicht der Seelen, so weh-let sie nach ihrem Gefallen dieselbige aus; wann nur ihr Zweck edel dabey ist, so hat es nichts dabey zu be-deuten. Christus selbst hat in der Zeit seines Fleisches einen seiner Jüngeren mehr geliebet als den anderen. Wann wir nur Maß in der Liebe gegen den Menschen halten und der Begird an den Puls greiffen, auch gleich bey Anfang das End diser Affection betrachten und zusehen, daß die Freundschaft, so in ihrer Natur ei-ne von den herrlichsten Tugenden, im Gebrauch nicht zum Laster werde, so ists schon zugelassen und hieraus zu schliessen, daß man mehr Freyheit in dem ledigen Stand geniesse in Erwehlung der Freunden und nicht so leicht in Forcht gesetzt werde, bey dem allerunschuldigsten Verhalten sich noch übel zu fürchten, weil die Männer ihnen oft von der Eiffer-Sucht als einer Ti-siphone<sup>335</sup> oder Höllen-Göttin eine solche Taubsucht eintringen lassen, daß sie auch nur Gifft aus des Frau-enzimmers besten Eigenschafften ziehen und under der Tugend-Decke anzie-/80/hende Laster vermuhten. Aber, ihr Armselige, was wollet ihr euch anmassen, die Hertzen zu durchblitzen, da ihr nicht einmal durch die Finger sehen könnet?

Weil dann der Ehestand ein Mond, daß welchen Weg man ihn auch kehret, Flecken darinn *[nach]*gewie-sen werden und seinen Schein nur von dem Fürsten der Planeten erhohlet, ja, wo darinn einige Glückseligkeit zu hoffen, man den ersten so viel höher zu schätzen hat, welcher die Freyheit bedeutet. (Dann endlich ist der Ehestand halb Sonn und Mond; das erste prae-sentieren die Männer, weil sie ihre Freyheit unumschränkt behalten und nur der Mond dem Auff- und Abneh-men underworffen, wann er auch in der grössten Voll-kommenheit *[ist]*, hat doch seine Glückseligkeit einen Schein und keine Hitze und veränderet sich bald.) So lasse man sich dann nur angelegen seyn, welche lieber auff Rosen als Myren weiden, den Segel der Vernunfft nach dem herrlichen Gelände zu wenden, da Ehr und Ruhm, Tugend und Kunst, Vergnügen und Freyheit, Lust und Erquickung auff sie wartet.

[81] Dises sind die Räder so den Triumph-Wagen al-ler in diser Question eingewickelten Erinnerung leiten;

<sup>335</sup> Tisiphone: eine der Erinyen (Furien); die Rächerin des Mordes.

also daß ohne solcher nohtwendige Betrachtung in erwehltem Wol- oder Übelstand schwerlich anders als die eigne Unbedachtsamkeit anzuklagen stehet; anerwogen, daß alle Tritt- und Schrittsgedancken, aussert disem vernünftigen Bezirck, gefährlich und nicht mächtig genug, die ungeheuren Berge tausendfacher Verdrüssen aus dem Wege zu heben.

Warum sollten wir dann der fröhlich blühenden Zeit unsers Lebens nicht Gehör geben, ob man schon, so man den nohtwendigsten äusserlichen Zufällen allen besonderbar [=besonders] nachsinnet, auch ihre innersste Natur erkennen lernet, gestehen muß, daß diese zu verenderen und zu verhindern, nicht überal unseren Kräfftken könne zugeschrieben, folgbar [=folglich] auch nicht von uns geforderet, noch weniger die Schuld auffgelegt werden, wann unser Verhängnus sich selbsten in Unglück verwickelt. Wir kennen den obersten Regenten, der uns in diesen Labyrinthen führet /82/ und unsere

Begirden durch eigenen Schaden abkühlen wil. Wir sind die Arbeiter, die sich hierinn bemühen, er aber der weise Meister, der alle unsere Wercke theils nach seinem, theils aber auch nach unserm eigenen Willen auszirckelt. Wir arme Menschen urtheilen offt gantz blind in den Tag hinein und erwehren das Gifft vor unsre Artzney. Darum solle in den nohtwendigsten Bedenken und Fällen nicht unsere vermeynende [=vermeintliche] Vernunft, sondern ein heilige Intention das Fundament legen, wann es anderst in Gutem bestehen soll.

Es gehet offt in Erwehlung des Ehe- oder Ledigen-Stands nicht besser als in anderen Sachen. Loth, da er die Wahl hatte, ersahe [=wählte] /er/ sich Sodom zu seiner Wohnung, welches doch bald hernach mit Feur vom Himmel verzehret worden. Aeschines<sup>336</sup> wehlte vor seine höchste Glückseligkeit des Todes sanfften Bruder, den Schlaff, welcher ihne dann zur Gegen-Verbindung in eine ewigwehrende Freundschaft auffnam. Dann da er einmal an dem See Meotis entschlieffe, /83/ liesse ein Adler hoch aus den Lüfften auff seinen kahlen Kopff eine grosse Schnecken fallen, die ihm den Schädel zerbrochen, daß er ihm Schlaff sterben mußte. Dina<sup>337</sup> erwelhte sich in ihrer unachtbaren Freyheit eine Lust, die sie in Gefahr und Schand selbsten gebracht. Andere tausenderley Exempel, die so wol in den Historien als in dem untrieglichen Aug der Warheit eingepräget und zu ersehen, können dieses weitläufig bestätigen.

#### 4.28 Gottes Wirken

Ungeachtet aber dessen, alles ist den Frommen gantz nicht verwehret, sich in allen Ständen ihre Vergnügung zu suchen. Die Betrachtung des über sie bestimmten Rahtschlusses Gottes weiß sie zu einer heiligen Zufriedenheit anzutreiben. Sie finden einen hoffnungsvollen Ancker in dem Todten Meer ihrer Glückseligkeit selbsten; daran halten sie sich in allen Zanck- und Unglücks-Stürmen. Wann die Creutz-Würbel sich um und um drähen, wann Lust und Ergetzung, Gesundheit und Ruhe wie Segel und Ruder, Mast und Seile brechen,

•••• 82. ••••

und unsre Begirden durch eigenen schaden abkühlen wil; wir sind die Arbeiter/ die sich hierin bemühen/ er aber der weise Meister/ der alle unsre Wercke / theils nach seinem/theils aber auch nach unserm eigenen Willen auszirckelt. Wir arme Menschen urtheilen offt ganz blind in den Tag hinein/ und erwehren das Gifft vor unsre Artzney: Darum solle in den nohtwendigsten Bedenken und Fällen/ nicht unsre vermeynende Vernunft/ sondern ein heilige Intention das Fundament legen/ wann es anderst in Gutem bestehen soll.

Es gehet offt in Erwehlung des Ehe- oder Ledigen-Stands nicht besser als in anderen Sachen. Loth/ da er die Wahl hatte/ ersahe sich Sodom zu seiner Wohnung / welches doch bald hernach mit Feur vom Himmel verzehret worden. Aeschines wehlte vor seine höchste Glückseligkeit des Todes sanfften Bruder/ den Schlaff / welcher ihne dann zur Gegen-Verbindung in eine ewigwehrende Freundschaft auffnam; Dann da er einmal an dem See Meotis entschlieffe; ließe

336 Gemeint ist wahrsch. weder der Sokratiker Aischines noch der athen. Redner dess. Namens, sondern der Tragödiendichter Aischylos, der von einer Schildkröte erschlagen worden sein soll, die ein Greifvogel während des Fluges hatte fallen lassen.

337 Dina ist eine Tochter Jakobs aus dem AT (1. Mose, 34). Möglicherweise ist auch Danae, die Geliebte des Zeus, gemeint, die von ihrem Vater in einen Turm gesperrt wurde.

so halten sie doch disen Ancker ohn alle Gefahr /84/ und lenden *[landen]* endlich getrost in dem Port der seligsten Intenten [=Intentionen] an. Alsdann erfahren sie, daß das zeitliche Glück nicht allen Menschen nutzlich, dann die offt mitten in den Dörnen sitzen, wüssen durch Gottes Gnad Trauben davon zu lesen.

Ach! Wer sollte doch besser wüssen, was für uns ist, als der, so uns mit den empfindlichsten Aderen an sein Hertz gebunden. Diser himmlische Physicus kennet unsere Natur am sichersten und stehet nur bey uns, seinen heiligen Regeln nachzukommen und nicht unsernen verderblichen eigenen Mitteln zu trauen. Offt wünschen wir uns Ruhe; Gott aber ertheilet Unruh und würcket doch jene aus dieser. Er schliesset niemand aus seiner Cur aus, als nur die allein, so vor ihme das Hertz zuschliessen. Die Genäusgs-Krafft ist allgemein, wer sie nur annemmen will. Diese Ergebenheit schencket Freyheit in der Sclaverey und machet, daß wann offt die Füsse am schwersten gefässelt, das Hertz am meisten Raum geniesset. Könnte man dises recht fassen, so /85/ wurden die falschen Perlen der Mißvergnügung sich auströmmern<sup>338</sup> und die selbststiftende Unerträglichkeit ein Ende haben.

#### 4.29 Was die Ehe sein könnte

Der Ehestand kan zwaren seyn ein herrlicher Stand und eine Abbildung des allergrösten Guts. Er ist einigen ein guldenes Band, so die Tugend zusammen hefftet, die Hertzen vereiniget, die Sinnlichkeiten bezauberet, den Geist befriediget, die Vernunfft schärfet, das Gedechtnus erfrischet, das Creutz versüsset, den Mangel durch Völle ersetzet, das Verlangen der Hertzen erfülltet, die Forcht vertreibet, die Unruh verstöret, das Misstrauen verbannet, die Feindschafft verflucht; in Summa: Ich glaube nicht, daß irgend edlere Früchte zu ergwünnen wären, als eben die an dem Baum mitten in dem Paradyß unsers Lebens wachsen; ich wil sagen, deme wir in der besten Zeit unsers Lebens eingepfropffet, wann wir nur uns selbsten den Genuß nicht verbitterten.

Aber leider! Es scheinet wohl, daß diese am seligsten bleiben, die diese herrliche Früchte nur von aussen anschauen und nit darmit /86/ sich zu sättigen verlangen, massen [=da] die Gewonheit mitgibt, daß, was ganz ungemein geliebet, auch mit der Zeit beeckelt wird.

Nichts reitzet mehr, an zu dem befreysten Stand einzurahten, als aber die Betrachtung der wunderbaren Verstellung einiger, welche gleich mit Verenderung ihres

Stands auch ihr sonst ergötzlich und freudige Gemüht mit einer unfreundlichen Ernsthaftte verwechslen, welches andere nicht unbillich glauben machet, sie gleichen einem Circkel, der mit dem vornehmsten Theil in dem Himmel, mit dem anderen aber in der Pein und Hölle sitzet; massen sie gleich anheben, ihre Glükseligkeit aus dem Umkreiß irdischer Güteren zu ziehen, welches ja ein blind- und begreifliche Thorheit ist. Ist es nicht ungereimt, daß das edelste Geschöpff, welches vor allen Creaturen aus mit sonst herrlicher Vernunfft begabt, dise nur zu eigenem Schaden anwendet. Soll die Sonne Liecht von einem Sternlein empfangen? Solte das Meer der künstlichsten Sinnen Krafft von dem Bächlein eines trüben Wirbels geträncket werden? /87/ Mich wundert nicht, wann die Bereuung eines Dings, ob es schon nicht mehr zu enderen, dem Frauenzimmer gemein, als die sich von schwächerem Gemüht und Natur gern beschreiben lassen; vielmehr wundert mich, daß die Manns-Personen, die unsere beste Standhaftigkeit durch ihre selbst-berühmte Gemühts-Krafft öftters verschlingen und fressen wollen, sich bey vielen Anlässen weit mehr attaquiert zeigen. Und ist noch mehrerer Bewunderung würdig, dise in vollem Schwang gehende Gewonheit, die so lang und alt die Welt stehet, in allen Zeiten bey vielen die neuste Moden geblieben, sonderbar bey denen, so die Seel ihrer Vergnügung in dem König der Metallen [=Gold] einverleibet haben und etwan durch vermehrte Familien, also auch der Ausgaben, ihre Herrlichkeit verringeret sehen, daß sie erst alsdann wüssen und begreiffen die allerangenehmste Eigenschafften, welche dem gefreyten Stand zukommen, ihr Dichten und Sehnen stehet nach der verlorenen Glükseligkeit. Alle müssen in ihren gefaßten Concepten Midas-Cronen<sup>339</sup> tra-/88/ gen, die nur zu heurahten gedencken, die von ihnen selbst erzeugte Kinder werden vielen eine Last, wann sie betrachten, daß diese lebendige Canäle nicht Lufft und Wasser allein schlucken. Diser offt jährliche Zins vermehret nur das Capital ihres Kummers und macht ihnen die sonst erfreuliche Ursach zu wider; oder sie wird nur zu einem verachtlichen Gesieb, durch welches tausend Grillen des Verdrusses und schädliche Mucken [=Mücken] vielerley Kummers getrieben werden.

338 Wahrsch. abgeleitet von Trömmel, auch Dremel. Dremeln bedeutet «den Stock, den Knüttel gebrauchen».

339 Gemeint sind damit wahrscheinlich die Eselsohren, die König Midas von Apoll als Strafe dafür aufgesetzt erhält, dass er in einem Wettstreit zwischen Pan und Apoll den Sieg des Letzteren kritisierte. LAW, 1958.

Dises widerfahret dem Frauenzimmer öfters von den besten Geisteren und denen es weder an Jahren noch Zeit gemangelt, auff ihr Bestes zu gedencken. Diese machen sich durch dergleichen Reflexionen allerdings unwürdig der Oberherrschaft, weilen ihre Seele und Gemüths-Eigenschaften nicht mit dem Charakter ihres Rechts übereinkommen. Keiner sollte ja ein Weib nennen, wann er sich nicht mächtig achtet [=erachtet], drey zu erhalten.

Endlich aber machen sie sich durch dieses alles nicht reicher. Besser thäten sie, disen syrenischen Einfällen die Ohren [89] zu verstopfen und alle verführische Sinnlichkeiten an dem Mastbaum der Vergessenheit anzubinden. Ist dieser nicht kindisch, der die Zweige nicht zeitlich ausreutet [=rodet], aus welchen ihm Ruhen und Bäume der Qual und des Verderbens erwachsen. Es stehet doch viel bey uns, unser Bestes zu würcken, wann wir nur Zeit darauff wenden wollen und uns mit der Sphaera begnügen, darein uns Gott setzt; auch ihm alles das übrige [an]heimstellen, dessen Ausgang wir ohne das [ohnebin] mit unserer tollen Vernunft nicht ergründen werden.

Könnten die schon verbundene Personen sich bereuen, nicht die Ruh, so nicht mehr für sie zu erlangen, nicht das Ansehen oder den Reichthum in äusserlichen Dingen, nicht die Sorgen, so alle Erquickungen wegfressen, in Summa nicht den Schatten, nicht das Gemählde, nicht den Schein, sondern die in der Tugend tieffliegende Schönheit des Gemüths zu ergründen, anzugehewnen und in derselbigen die Vollkommenheit dessen von dem sie herquillet anzubetten, zu verehren [90] und zu lieben, hierdurch wurden ihre Freyheiten mit den süssesten Liebes-Ketten verbunden und diese Liebes-Last von beyden Theilen zugleich getragen. Darum sage ich nochmalen, daß die Glückseligkeit des Ehestands meistens in Vereinigung der Gleichheit der Humoren [=Wesensarten] bestehet. Wann daß Band von gleicher Materie auch mit gleichen Kräften angezogen, so verknüpft es sich endlich auff ein contentirte [=sich zufrieden gebende] und unauflößliche Weis und wird ein gordianischer Knopf, der wann er gelöst, ein Königreich erwirbet, dessen Herrlichkeit kein Ende, davon der Vorgeschmack auch nur denjenigen gegönnet wird, die ihre Liebe auff das preiß-würdigste Gut wenden, daß da sitzet auff dem Thron der Weißheit, begleitet ist mit Fried und Gerechtigkeit, bedient von der Arbeit und Gedult, vergesellschaftet mit Bescheidenheit und Vergnüglichkeit, umgeben mit Sicherheit und Ruh, gekrönet mit Fürsichtigkeit und Weisheit, regiert durch

Tapfferkeit und Großmuht, deren Monarchie [=Alleinherrschaft] durch kein zuhaglendes Unglück [91] kan beschränket oder verstöret werden; dann der Mangel der Provisionen und Geltmitteln kan sie nicht angehen, weil ihre Liebe nicht darauff gerichtet. Die Entziehung hoher Dignitäten<sup>340</sup> und Würde wird sie nicht anfechten, dann ihre Passion hat solche nie verlanget. Der Verlust äusserlicher Schönheit an der geliebten Ursach selbsten wird sie nicht betrüben, dann ihre Affection war nicht in sie gestellt, sonder nur in die unsichtbare Güter der Seelen, die auch in dem Alter grünen und in Kranckheiten wolgestaltet bleiben.

Abermal ist hieraus zu entscheiden, was aus einer wol oder übel erdauerten Wahl entspringe. Fürwahr, die in dem Ehestand ruhig und zufrieden leben wollen, müssen sich bearbeiten die Krafft ihrer Witz [=Wissen] und Verstands zu verdoppeln, welches aber schwerlich geschehen kan, wann wir nicht durch diejenige, welche mehr schuldig als begirig scheinen, unser zeitlich Bestes zu bedenken, genugsame Jahr in der Freyheit gelassen und zu vollkommner Reiffung auffbehalten werden.

#### 4.30 Wie Kinder sein könnten

[92] Viel von den Elteren dörfften mir wol ihre Unschuld vorwerffen und ihr Unvermögen über ungerahmene und ungehorsame Kinder beklagen, die sich auff keine Weis zurück halten lassen und ihrer Jugend-Blüthe mehr der Veneri [=Venus] zu opfferen als der Minerva zu widmen begirig. Dieser Gattung Mißgeburten gibt es freylich genug, so gar daß deren Durst-Brunst von keinen als ihren eigenen ersinnten Überlegungen auszulöschen ist, die in ihrem Sinn schon länger als der Aethna, stärcker als Troja und heller als Rom gebronnen.

Aber diese wütende Unsinnigkeiten sollen darum die Elteren nicht bewegen, das Scepter ihrer so viel nöthigeren Vorsicht sincken zu lassen. Durch disen guten Vorsatz können vielmehr die Zügel der schon umfangenen Thorheit wider zurück gezogen werden und in dem Zaum der Tugend verfangen bleiben.

Der Kinderen, sonderbar der Töchteren schwache Leibs- und Gemüths-Kräfte erfordern diese Sorgfalt. Wie viel elende, kranckne und arbeitselige [93] Weiber hat die frühe Verheurahtung gemacht? Durch welche sie

<sup>340</sup> dignitas (lat.): Tüchtigkeit; Würde, Ehre; Achtung, Ansehen, Stellung.

sich selbst, ihre Männer und die Kinder, so von ihnen gezeuget, und ihrer Mütter kränkliche Natur angeerbet, verderbt und zu Grund gerichtet, welche doch offt die geringst Schuld, aber wol die gröste Ungemach tragen.

Wie kan es aber anderst sey, es ist ja bekannt, daß wann ein Hauß mit schwärerem Last beladen, als des-selben Grund-Säulen ertragen mögen, endlich nohtwendig das gantze Gebäu erschüttert und zu Grund gerichtet wird. Darum, wann die Elteren entschuldiget seyn wollen, so müssen sie ihren Kinderen die Liechter des Gewüssens, der Gottesforcht, der Keuschheit und Vernunfft vorleuchten lassen. Wann sie dise schöne Fackeln muhtwillig verachteten und auslöschen und sich selbsten in Finsternus und tieffe Pfützen des Unglücks stürzten, so bleibet der Schad und die Schuld auff ihnen selbst allein.

Wann man aber nur der vollkommenen Zeitigung des Verstands und der Jahren /94/ erwarten möchte, so thärend endlich nach dem bekannten heiligen Ausspruch alle wol, die sich verheurahten, aber dennoch dise un-aussprechlich besser, die sich der Gnad des Verstands gebrauchen können und frey bleiben wurden.

Es ist ja bekant, daß die Liebes-Regungen mit sich fuhren und begleitet werden von guten und bösen Würckungen, sonderbar wann die beste Eigenschaft der geliebten Person nur durch eine geblendete Ovidianische Metamorphose<sup>341</sup> vergrösseret und nicht warhaft aus einem reinen Grund entspringt, nemlich von den unverfälschten Meriten äusser- und innerlicher Qualitäten des geliebten Guts selbsten.

Aber was ist mehr, als der Betrug hierinnen anzutreffen. Wann ein Schäfflein in die Hecken kommt, bleibt es leicht an den Dörnen hangen.

Dises ist mein wolgemeinte Meinung, wiewolen ich, Gott lob, nicht aus eigner Erfahrung reden kan, noch mein Tag daraus zu discurieren<sup>342</sup> verlange.

/95/ Ist die Bedachtsamkeit vielen wie der Furhang im Tempel mitten entzwey gerissen, so soll er doch mir unversehrt bleiben. Die Sorg, von den lebendigen Unglückseligent nicht warhaftten Bericht zu erlangen, hielte mich längsten zu den Consulten der Todten. Am besten ist, klug zu werden durch den Schaden der Verblichnen. Die meisten Bücher sind vast voller Warnungen und würcket offt die Practic selbsten nicht so viel Guts als die Speculation und Nachgrübung in disen gefahrlichen Dingen.

#### 4.31 Finales Plädoyer für liberale Werte

Wann alle andere Grund nicht so mächtig uns zu bereden, so soll allein unsere Erforschung und Selbst-Erkantnus uns Weib-Personen abhalten, als die wir ohne Zwang gestehen müssen, daß wir in keinem Ding vollkommner als in den Mängeln und Gebrächen. Niemand trägt grössere Gedult als wir mit uns selbsten. Hassen wir schon darneben unsere eigene Schwachheiten und Übereilungen, so können wir doch übel ertragen, wann uns dieses von unseren Nächsten und Liebsten widerfahret. Darum verlasse sich nie-/96/mand auff seine Standhaftigkeit und mißtraue viel eher seinen eignen Kräfftten. Dann die Besten lauffen endlich auff Hepffen [=Hefe] aus.

Will man obgedachte Tugenden besitzen, so setze man sie auff die Prob der Erhaltung der Freyheit. Zwaren wird es vielen schwer genug kommen und dörfft sie wol, mit mehrerer Müh als sich gezimmet, den edlen Spartaneren folgen, die ihre Kinder beständig ermahnet, daß sie als freye Leuhre sich nimmer zu schnöder Dienstbarkeit solten zwingen lassen, vielmehr ein ehrlichen Tod erwehlen als der Freyheit entbähren. Bey disem herrlichsten Gut solten ja alle Vernünftige standhaftiglich halten, nicht des Wassers uns entladen, welches von aussenher in das Schiff unserer erwehlten Ruhe regnet, sondern desse so durch die inwendige gefährliche Löcher der Unbeständigkeit tringet und das Schiff aller gesuchten Vergnügungen erfülltet, daß es endlich ohne Hilff zu Grund gehen muß.

Kommen diese Principia, die doch so leicht, unseren Sinnen schwer vor und braucht /97/ man der Vermögenheit alles Geists, dise angenehme Ruhe zu wehlen, so gedencke man doch, wie saur es uns vorkommen werde, wann wir einmal an den Gestad des Ehestands gelanget, ja, wann man in demselbigen auff die Höhe und in Schmertzen unergründliche Teiffe [=Tiefe] der von Anfang der Welt auffgelegten Straff kommet. Medea selbst zeuge, daß sie lieber öfters an der Spitzen der gefährlichsten Schlachten stehen wolte als auff dieser ungestümen See ohne Ruder und Steurmann; das ist ohne Hülff oder Trost mitten auff und under dem stürmenden Braussen und Wirbels-Winden der aller

<sup>341</sup> Die «Metamorphosen» («Bücher der Verwandlung») des röm. Dichters Ovid sind eines der populärsten mythologischen Werke der Antike. Sie beinhalten, erarbeitet anhand von rund 250 Sagen, die Entstehung und Geschichte der Welt.

<sup>342</sup> diskurrieren: heftig erörtern; verhandeln; sich unterhalten.

empfindlichsten Qualen getrieben und nicht selten von disen Wällen bedeckt werden. Ein Ungewitter folget dem anderen auff dem Fuß; so bald dises vorüber, müssen sie sich zu einem anderen bereiten. Es ist ein immerwährender Streit, ein Vestalisches Feur, das beständig zu ihrem Verderben brennet; weder Krieg noch Fried wird angesehen, weder Weh noch Wol des leidenden Theils betrachtet. Offt sind die ersten Stürme kaum vor-/98/ über, so haben die Stiffter derselbigen den Fuß schon im Stegenreiff [=Steigbügel], andere zu erwecken. Ihre gleichgültige Consilia werden alle zu unserem unausprechlichen Verdruß gefasset. Die Allerglückseligsten sind aller ersinnlichen Gedult und Klugheit benöhtiget, wann sie noch bey allem disem ihrer Herren Gnad erhalten wollen. Was braucht man doch nicht fur Sorgfalt, dem offt einbrechenden und zuwitternden Gewalt, Zorn und Unwillen zu widerstehen, damit die ergriffene Waffen wiederum geleget, vernünftige Tractaten gerichtet, Garantie von der Unschuld selbsten geleistet und beliebte Confoederationen gestiftet mögen werden; die zwaren einige viel bitterer als der Tod selbsten ankommen.

Dises aber widerfahret den Verzagten und Schwachhertzigen am meisten, weilen sie so gar in ihrer freygebi gen Demut keine Schrancken zu halten wüssen, wiewol so sonst nicht unempfindlicher als andere.

Im kältesten Climat oder Länderen brennet offt das Feur im [=am] heissten. Was /99/ nutzt es dann, einer sich selbst schädlichen masque zugebrauchen? Es ist ja in gewissen Fällen eine rechte Thorheit, das man mehr geben will, als man zu geben schuldig ist. Vielmehr sollen die Liberalen in ihrer Freygebigkeit eine recht kluge Wahl treffen, damit sie in Aestimen [=Wertschätzung] bleiben und nicht selbsten ihr Recht verschertzen.

In Summa: Gott hat dem Menschen die Vernunfft gegeben, daß er sich deren zu allen Zeiten, in allen Ständen gebrauche und diese mit den moralischen und politischen Tugenden vereinige. Er selbsten hat gesagt: Es werde Liecht, und nicht Finsternuß. Dises gehet in der Freyheit am hellsten auff, weilen es von keinen Ecclipsen<sup>343</sup> verfinsteret oder ausgelöschet wird. Wer aber dieses in seinen Augen nicht leiden mag und lieber die Sonne von unserem Horizont zurück gehend wünschte, mag es meintwegen wol thun. Es finden sich zu allen Zeiten Midas-Richter,<sup>344</sup> welche den unangenehmen Schall des Pans dem süß- und lieblichsten Klang Apollinis vorziehen und wol /100/ auch zum Wahrzeichen ihrer Plumbheit wie er geziert zu werden verdienien.

---

343 Eklipse (griech.): Sonnen- oder Mondfinsternis.

344 Siehe Anm. 339.

345 albern: schlcht, einfältig, töricht; klein, unbedeutend.

#### 4.32 «Schliesslich»

Sagt mir an, ihr kluge Frauen,  
Ists nicht die gemeinste Klag,  
Daß auff disen düstren Auen  
Jenes wol die grösste Plag,  
Wann die Freyheit sich verstricket  
In der Knechtschafft Fessel bücket?

Warum denckt mans dann nicht besser  
Und ewiget die Gefahr,  
Daß man sich durch solche Schlösser  
Laßt verkerckern gantz und gar,  
Daß man Sinne, Hertz und Lippen  
Anckeren laßt in disen Klippen?

Ob man schon mein albers<sup>345</sup> Rahten  
Nur vor blöde Thorheit acht,  
Werden doch der Götter Thaten  
Nicht betrüglich seyn gemacht.  
Ey, erwäget ihr Beginnen,  
Lasset euch Vernunfft ansinnen!

Schlagen sie in uns zusammen,  
Sehen wir den rechten Schein.  
Wir erwehnen nur das Wesen,  
Welches uns macht gantz genesen.

*[101]* Ey! So braucht dann Eure Witze,  
Die der Himmel Euch verleyht!  
Stellet die dem Neid zur Spitz  
Und erwäget eure Zeit!  
Laß uns unsre Ruh beschauen  
Und dem Ehstand nicht vertrauen!  
  
Lehret dises, o ihr Frauen,  
Andere, was ihr nicht gethan,  
Weil ihr nicht, was ihr jetz schauen,  
Vor der Zeit gesehen an!  
Laßt, ihr Jungfern, euren Hertzen  
Zünden vor die Vorsicht-Kertzen!

Dise, dise wird euch weisen  
Die befreyte Tugend-Bahn.  
Venus wird ihr Hofstatt schleissen,  
Wann Minerva ziehet an,  
Und durch ihrer Strahlen Blitz  
Gantz vernicht die erste Hitz.

E N D E

#### Schließlich.

Sagt mir an ihr kluge Frauen/  
Ists nicht die gemeinste Klag/  
Daß auff disen düstren Auen/  
Jenes wo die grösste Plag/  
Wann die Freyheit sich verstricket?  
In der Knechtschafft Fessel bücket?  
Warum denckt mans dann nicht besser/  
Und ewiget die Gefahr/  
Daß man sich durch solche Schlösser/  
Laßt verkerckern ganz und gar/  
Des man Sinne, Hertz und Lippen  
Anckeren laßt in disen Klippen?  
Ob matt schon thein albers rahten/  
Nur vor blöde Thorheit acht/  
Werden doch der Götter Thaten/  
Nicht betrüglich seyn gemacht:  
Ey erwäget ihr Beginnen/  
Laßt Euch Vernunft ansinnen!  
All ihr Nacht ist wie die Flammen/  
Die von Ferne wärmen fein/  
Schlagen sie in uns zusamen/  
Schen wir den rechten Schein:  
Wir erwehnen nur das Wesen/  
Welches uns macht ganz genesen.  
Ey!

Ey! so braucht dann Eure Witze/  
Die der Himmel Euch verleyht/  
Stellet die dem Neid zur Spitz/  
Und erwäget eure Zeit:  
Laß uns unsre Ruh beschauen/  
Und dem Ehstand nicht vertrauen!  
Lehret dises, o ihr Frauen/  
Andere, was ihr nicht gethan/  
Weil ihr nicht, was ihr jetz schauen/  
Vor der Zeit gesehen an:  
Laßt ihr Jungfern Euren Hertzen  
Zünden vor die Vorsicht-Kertzen!  
Dise, dise wird Euch weisen  
Die befreyte Tugend-Bahn/  
Venus wird ihr Hofstatt schleissen/  
Wann Minerva ziehet an/  
Und durch ihrer Strahlen Blitz  
Gantz vernicht die erste Hitz.

E N D E.



Schlussgedicht der «Rose der Freyheit»

## Nachwort

Während die Transkription des Originaltextes der «Rose der Freyheit» eine bereits mehrfach eingebügte handwerkliche Arbeit war, erforderte die historische Einbettung des Textes eine grundlegende Auseinandersetzung mit der Frauen- und Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit. Für einen Mann, der sich in seinen bisherigen Arbeiten beinahe ausschliesslich mit Männer- und Machtpolitik beschäftigt hatte, war dies eine neue und ungewohnte Zielsetzung – aber eine lohnende.

Je mehr ich mich mit dem Camilla-Text und der damaligen gesellschaftlichen Situation befasste, desto mehr Respekt empfand ich für den Mut, der für dessen Auffassung nötig war. Beeindruckend war auch die Erkenntnis, in welch' erstaunlichem Masse bei uns bereits am Ende des 17. Jahrhunderts aufgeklärtes Gedankengut mit der Forderung nach sozialer Gleichstellung der Frau verknüpft und in gedruckter Form verbreitet wurde. Wer immer diesen Text verfasst hat, war seiner Zeit weit voraus, forderte, was zwei Jahrhunderte später noch belächelt wurde und auch drei Jahrhunderte später noch nicht selbstverständlich ist.

Klar geworden ist mir auch, dass die hinter der Maske der «Camilla» sich verbergende Person nicht einfach eine durch irgendwelche Vorkommnisse frustrierte Männerfeindin war, sondern eine Idealistin, die durch ihre damals erlebte gesellschaftliche Realität zur Rebellin, der verletzten Menschenwürde wegen gar zur Zynikerin geworden ist. Letzteres zeigt sich eindringlich etwa in dem Abschnitt, wo aufgezeigt wird, was die Ehe sein könnte und darauf dann doch die deprimierende Einsicht folgt: «Aber leider! Es scheint wol, daß diese am seligsten bleiben, die diese herrliche Früchte nur von aussen anschauen und nit darmit sich zu sättigen verlangen, massen die Gewonheit mitgibt, daß was ganz ungemein geliebet auch mit der Zeit beeckelt wird.»

Im Klaren war ich mir auch während der Arbeit, dass diese insofern unausgewogen sein wird, als Beispiele tief verbundener Liebe, wie sie etwa Jon Mathieu am Beispiel des Engadiner Pfarrers Nicolaus Antoni Vulpis beschreibt, zu spärlich vertreten sind.

Im Laufe der Arbeit wurde mir des Weiteren bewusst, dass Camillas Wünsche und Forderungen bei uns und im europäischen Umfeld in wesentlichen Punkten erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erfüllt wurden. Zum Beispiel in der Bildung, zum Beispiel an der Bündner Kantonsschule. Während 1950 der Anteil der

Schülerinnen (inklusive Seminar) erst 17 % betrug, stieg er 1975 auf 40 % und im Jahre 2000 auf 58 %.

Wenn man in die Welt hinaus blickt, stellt man fest, dass nur wenige Flugstunden von hier die Situation der Frau in etlichen Ländern noch schlechter ist als in der «Rose der Freyheit» geschildert. Ernüchtert lässt sich zudem erkennen, dass Religionen wie damals auch heute noch dazu missbraucht werden, eine möglichst totale Kontrolle über die Frauen zu etablieren. Bei uns sind wir zwar auf vergleichsweise gutem Wege zu einer wirklichen Gleichstellung der Geschlechter; doch noch gilt es einiges zu verbessern, bis auch Camilla sagen würde, nun werden die Lasten «von beyden Theilen zugleich getragen.» In der Hoffnung, dass der eingeschlagene Weg im gesellschaftlichen und politischen Bereich weitergegangen wird und Frauenstreiktage sich deshalb bald schon erübrigen werden, widme ich diese Arbeit meiner Enkelin Jana, die in den Tagen des Abschlusses dieser Arbeit ihr erstes Lebensjahr vollendet.



## Quellen und Literatur

### Quellen

#### *Staatsarchiv Graubünden (StAGR)*

Leichenpredigt für Hortensia von Salis, verw. Gugelberg v. Moos. D VII 26 sowie D VI/4. 17. Die Schrift findet sich zudem in der KBG, Sig. Ba 1/5 u. Ba 209.

ST (Stammbaum) Cleric. CB IV 470.

ST Gugelberg von Moos. IV 25 e 2 u. P01.8.6.1 u. P01.8.6.2

ST Menhart. IV 25 e2.

ST Planta. Sprecher, Fortunat von: *Stemmatographia equestris nec non vetustissimae Hetruscae Originis prosapia de Planta*. Ins Deutsche übersetzt, fortgeführt u. hrsg. von Conradin von Moor. 1873.

ST Salis. Sprecher, Anton: Stammbaum der Familie von Salis. 1939.

ST Sprecher. Paul Sprecher u.a.: Stammbaum Sprecher von Bernegg. I: Textband. Chur 1936.

#### *Stadtarchiv Chur (StadtAC)*

Aemter-Buch AB III/P 34.089.

Kriminalakten. A II/2.0090, A II/2.0146 u. A II/2.0277.

Register deren, so in der Christenlichen Gmeinde Chur begraben worden [1645–1777]. AB III/S 13.06.

Stadtvogt Gerichts Protocoll, 1676–1702. ABIII/G 04.05.

[Steuerordnung.] Erste, andere, dritte & vierte Q[uart] der neuen Steur-Ordnung für die Hindersäss. A. 1733. AB III/F 14.139.6.

Tauff Buch [1610–1727]. AB III/S 13.02.

#### *Kantonsbibliothek Graubünden (KBG)*

Camilla: Die ungepfückte und stetsbeglückte Rose der unschätzbaren Freyheit. o. O. 1693, Fotokopie KBG Br 372. Original in der Zentralbibliothek Zürich FF 485.

Hochzeitsgedicht für Johann Guler und Ursina Mennhardin, 1685. Sig. Bb 1001/26.

Leichenpredigten über berühmte Bündner und Bündnerinnen. Chur u. a. O. 1637–1720. 520 S. Sig. Be 1090.

## Literatur

- BERRIOT-SALVADORE EVELYNE: Der medizinische und andere wissenschaftliche Diskurse. In: Duby, Georges u. Michelle Perrot (Hg.): Geschichte der Frauen. Bd 3: Frühe Neuzeit. Frankfurt/M. 1994. 367–407.
- BOCK GISELA: Querelle du féminisme im 20. Jahrhundert: Gab es «Feminismus» in Spätmittelalter und Früher Neuzeit? Eine historiographische Montage. In: Gisela Bock u. Margarete Zimmermann (Hg.): *Querelles*. Jahrbuch für Frauenforschung 1997. Bd 2: Die europ. Querelle des Femmes. Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert. 341–371.
- BOCK GISELA: Frauenrechte als Menschenrechte. Olympe de Gouges' «Erklärung der Rechte der Frau und der Bürgerin». Beitrag zum Themenschwerpunkt «Europ. Gesch. – Geschlechtergesch.» In: Themenportal Europ. Gesch. 2009. [www.europa.clio-online.de/2009/Article=410](http://www.europa.clio-online.de/2009/Article=410). (Juni 2011)
- BRUNOLD-BIGLER URSULA: Teufelsmacht und Hexenwerk. Lehrmeinungen und Exempel in der «Magiologia» des Bartholomäus Anhorn (1616–1700). Chur 2003.
- BRUNOLD, URSUS u. ADRIAN COLLENBERG (BEARB.): Berther-Chronik. Die Selbstwahrnehmung einer Bündner Notablenfamilie im 17. und 18. Jahrhundert. Chur 2010.
- BUBENIK-BAUER IRIS u. UTE SCHALZ-LAURENZE (Hg.): Frauen in der Aufklärung. Frankfurt/M 1995.
- CHRISTMANN ANDREA: Autorinnen der Frühen Neuzeit. Katharina Schütz-Zell und Caritas Pirckheimer. Diss. Univ. Mannheim 1994.
- COLLENBERG, ADOLF: Die Bündner Amtsleute in der Herrschaft Maienfeld 1509–1799 und in den Untertanenlanden Veltlin, Bormio und Chiavenna 1512–1797. In: JHGG 1999. 1–118.
- DOMRÖSE SONJA: Frauen der Reformationszeit. Göttingen 2010.
- DUBY GEORGES u. MICHELLE PERROT (Hg.): Geschichte der Frauen, Bd 3: Frühe Neuzeit. Frankfurt/M 1994.

- DÜRR RENATE: Von der Ausbildung zur Bildung. Erziehung zur Ehefrau und Hausmutter in der Frühen Neuzeit. In: Elke Kleinau u. Claudia Opitz (Hg.): Gesch. der Mädchen- u. Frauenbildung. 189–206.
- FÄRBER SILVIO: Die Bündner Herrenhäuser des 17.Jahrhunderts und ihre Bauherren. In: JHGG 1994. 177–248.
- FÄRBER SILVIO: Politische Kräfte und Ereignisse im 17. und 18.Jahrhundert. In: HBG, Bd. 2: Frühe Neuzeit. Chur 2000. 113–140.
- FIETZE KATHARINA: Frauenbildung in der «Querelle des femmes». In: : Elke Kleinau u. Claudia Opitz (Hg.): Gesch. der Mädchen- u. Frauenbildung. 237–251.
- FREY LILI: Hortensia von Salis. Diss. Univ. Zürich, 1920.
- GIGER HUBERT: Hexenwahn und Hexenprozesse in der Surselva. Chur 2001.
- GODINEAU DOMINIQUE: Die Frau der Aufklärung. In: Michel Vovelle (Hg.): Der Mensch der Aufklärung. Essen 2004. 321–358.
- GRAF EMMA: Hortensia Gugelberg von Moos. In: Jb. Der Schweizerfrauen, Bern 1918. 83–98.
- Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz. 7 Bde u. Suppl. Neuenburg 1921–1934.
- Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). [www.hls-dhs-dss.ch](http://www.hls-dhs-dss.ch)
- HITZIG URSULA: Gotthard Heidegger, 1666–1711. Diss. Univ. Zürich, 1954.
- HUFTON OLWEN: Frauenleben. Eine europäische Geschichte, 1500–1800. Frankfurt/M 1998.
- IRWIN JOYCE: Anna Maria van Schurmann – eine Gelehrte zwischen Humanismus und Pietismus. In: Elke Kleinau u. Claudia Opitz (Hg.): Gesch. der Mädchen- u. Frauenbildung. 309–324.
- JORIS ELISABETH UND HEIDI WITZIG (Hg.): Frauengeschichte(n). Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz. Zürich 1987.
- KLEINAU ELKE U. CLAUDIA OPITZ (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung. Frankfurt/M 1996.
- Lexikon der Alten Welt. Zürich 1965.
- LOHMEIER, GEORG (Hg.), Geistliches Donnerwetter. Bayrische Barockpredigten. München 1967.
- MATHIEU JON, Eine Region am Rande: Das Unterengadin 1650–1800. Studien zur Gesellschaft. Diss. Univ. Bern. Chur 1983.
- MATTHEWS GRIECO, SARA F., Körper, äussere Erscheinung und Sexualität. In: Duby, Georges und Michelle Perrot (Hg.): Geschichte der Frauen. Bd. 3: Frühe Neuzeit. Frankfurt/M. 1994. 61–101.
- NIEMEYER BEATRIX, Ausschluss oder Ausgrenzung? Frauen im Umkreis der Universitäten im 18.Jahrhundert. In: Elke Kleinau u. Claudia Opitz (Hg.): Gesch. der Mädchen- u. Frauenbildung. 275–294.
- NÖTHIGER-STRAHM CHRISTINE, Hortensia von Gugelberg von Moos. Eine «Hochadenliche Dame» als «feministische Theologin». In Schritte ins Offene, 4/1991, 9–13.
- PFISTER ULRICH, Konfessionskirchen und Glaubensspraxis. In: HBG, 2. Bd (2000). 203–236.
- PFISTER ULRICH, Hexenprozesse in den Drei Bünden. Eine Kehrseite der Konfessionalisierung und der Herrschaft des «gemeinen Mannes». In: Konfessionalisierung u. Konfessionskonflikt in Graub., 16.–18.Jh. Zürich 2006.
- SCHMID M. U. F. SPRECHER, Zur Geschichte der Hexenverfolgungen in Graubünden mit besonderer Berücksichtigung des Heinzenberges, der Gruob, des Schanfiggs und des Prättigaus. In: JHGG 1919. 73–252.
- STUCKI HANSPETER, Das 16.Jahrhundert. In: Geschichte des Kantons Zürich. Bd 2. Zürich 1996.
- TSCHOPP SILVIA SERENA, Die weibliche Gelehrte als «Monstrum naturae»? Frauen und intellektuelle Bildung in der Frühen Neuzeit. Pressestelle der Univ. Augsburg, 1.1.2004. [www.presse.uni-augsburg.de/unipress/up20041/article\\_02](http://www.presse.uni-augsburg.de/unipress/up20041/article_02).
- VALÈR MICHAEL, Geschichte des Churer Stadtrates, 1422–1922. Chur 1922.
- WELTI MAX H. (Hg.), Die lebendige Ehe. Wesen und Psychologie wichtiger Fragen über Familie, Ehe und Liebe. Zürich 1948.

- WESTHOFF-KRUMMACHER HILDEGARD, Als die Frauen noch sanft und engelsgleich waren. Die Sicht der Frau in der Zeit der Aufklärung und des Biedermeier. Begleitbuch zur Ausstellung im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster, 19.11.1995 – 11.2.1996. Münster 1995.
- WIDMER MAYA (Hg.), Hortensia von Salis, verw. Gugelberg von Moos: Glaubens-Rechenschafft, Conversations-Gespräche, Gebät. Bern 2003.
- WIDMER MAYA, Schreibmöglichkeiten einer gelehrten adeligen Frau um 1700. Hortensia von Salis verw. Gugelberg von Moos (1659–1715). In: BM 3/2003. 220–232.
- WYSS REGULA, Heilkundige, Gelehrte, Autorin – Hortensia Gugelberg von Moos. In: Elisabeth Ryter u.a. (Hg.): Und schrieb und schrieb wie ein Tiger aus dem Busch. Über Schriftstellerinnen in der deutschsprachigen Schweiz. Zürich 1994.
- ZIEMANN BENJAMIN, Sozialgeschichte der Religion. Frankfurt 2009.
- ZIMMERLI-WITSCHI ALICE, Frauen in der Reformationszeit. Diss. Univ. Zürich 1981.

## Abkürzungen

Anm.	Anmerkung
AT	Altes Testament
BBKL	Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon
BM	Bündner Monatsblatt
Diss.	Dissertation
HBG	Handbuch der Bündner Geschichte
HBLS	Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz
Hg.	Herausgeber
HLS	Historisches Lexikon der Schweiz
Jb.	Jahrbuch, Jahresbericht
JHGG	Jb. der Historischen Gesellschaft von Graubünden
KBG	Kantonsbibliothek Graubünden
LAW	Lexikon der Alten Welt
s.	siehe
ST	Stamm-Tafeln, Stammbaum
StadtAC	Stadt-Archiv Chur
StAGR	Staatsarchiv Graubünden

## Bildnachweis

Seite 91	Grafische Sammlung Albertina, Wien. <a href="http://www.personalschriften.de/fileadmin/exempla/html/lp_besser_5.html">www.personalschriften.de/fileadmin/exempla/html/lp_besser_5.html</a> .
Seite 93	Museum «Luthers Sterbehaus», Eisleben.
Seite 94	Gottlieb Emil Rittmeyer: Schweizergeschichte in Bildern. Bern 1871.
Seite 97	Leichenpredigten. KBG Be 1090.
Seite 98	Kupferstichkabinett der Kunstsammlungen der Veste Coburg. (Abgedr. in: Westhoff, 189.)
Seite 102	Privatbesitz. (Abgedr. in: Westhoff, 44.) <a href="http://www.uni-mannheim.de/mateo/desbillons/opus/gif/opustit.gif">www.uni-mannheim.de/mateo/desbillons/opus/gif/opustit.gif</a>
Seite 104	Niedersächs. Landesmuseum Hannover. (Abgedr. in: Westhoff, 277.) <a href="http://www.lucreziamarinelli.org">www.lucreziamarinelli.org</a> .
Seite 106	<a href="http://www.bingo-ev.de/~bs1553/univ-03.htm">www.bingo-ev.de/~bs1553/univ-03.htm</a> .
Seite 107	<a href="http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Marie-Olympe-de-Gouges.jpg">http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Marie-Olympe-de-Gouges.jpg</a>
Seite 109	KBG Bb 1001/26.
Seite 110	<a href="http://www.123people.ch/ext/frm?ti=personensuche%20telefonbuch&amp;search_term=anna%20waser&amp;search_country=CH&amp;st">www.123people.ch/ext/frm?ti=personensuche%20telefonbuch&amp;search_term=anna%20waser&amp;search_country=CH&amp;st</a>
Seite 113	Privatbesitz.
Seite 116	Rätisches Museum, Chur. H 1969.853.
Seite 120	<a href="http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Camilla-Summer_Garden-Saint_Petersburg.jpg">http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Camilla-Summer_Garden-Saint_Petersburg.jpg</a> .
Seite 122	Graphische Sammlung der Zentralbibliothek, Zürich.
Seite 123	StAGR FR-D VI F 01 – 14/63.
Seite 128	StAGR FR-D VI F 01 – 14/66.
Seite 129	Graphische Sammlung der Zentralbibliothek, Zürich.
Seite 132 o.	Bibliothèque Nationale, Paris. (Abgedr. in: Duby/Perrot, 237.)
Seite 132 u.	<a href="http://vpod.aargau-solothurn.ch/">vpod.aargau-solothurn.ch/</a>
Seite 134	
Seite 171	

